



Holger Löttel

Um Ehre und Anerkennung

Englandbilder im amerikanischen Süden
und die Außenpolitik der Konföderation

Geschichte

Transatlantische Historische Studien – 36

Franz Steiner Verlag

Holger Löttel
Um Ehre und Anerkennung

TRANSATLANTISCHE HISTORISCHE STUDIEN

Veröffentlichungen
des Deutschen Historischen Instituts
Washington, DC

Herausgegeben von
Hartmut Berghoff,
Philipp Gassert,
Anke Ortlepp
und Corinna R. Unger

Band 36

Holger Löttel

Um Ehre und Anerkennung

Englandbilder im amerikanischen Süden
und die Außenpolitik der Konföderation



Franz Steiner Verlag Stuttgart 2009

Umschlagabbildung:
Ein Symbol des konföderierten Nationalbewusstseins
und Ehrungsverständnisses:
Our national Confederate anthem, LC-USZ62-33407
Library of Congress, Washington, DC

Bibliografische Information der Deutschen National-
bibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

ISBN 978-3-515-09334-7

Jede Verwertung des Werkes außerhalb der Grenzen
des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck,
Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie
für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier.
© 2009 Franz Steiner Verlag Stuttgart.
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
Printed in Germany

INHALTSVERZEICHNIS

I. Einleitung.....	9
Einführung und Fragestellung.....	9
Die kulturelle Prägung des Südens in atlantischer Perspektive	11
Konzeption und Methodik: Englandbilder im gruppenbiographischen Zusammenhang	16
Kultur und Perzeption.....	19
Union oder Konföderation? Ursprünge und Bezugspunkte des südstaatlichen Nationalismus	21
Literaturlage und Forschungsstand	25
 II. Politik und Kultur im Antebellum-Süden.....	 29
<i>1. Das Selbstverständnis der Südstaaten vor dem Bürgerkrieg: Koloniale Ursprünge, Prägungen und Entwicklungen</i>	 <i>29</i>
Koloniale Ursprünge: Virginia	30
Koloniale Ursprünge: South Carolina	38
Ehre und Politik.....	41
Das republikanische Denken zwischen Ehre und Sklaverei.....	46
<i>2. Die atlantische Welt aus der Sicht Monticellos: Thomas Jefferson und die „Sprache der amerikanischen Souveränität“</i>	 <i>50</i>
Anglophobie, Sachsenmythos und Sklavereikritik	53
Europäische Erfahrungen, 1784–1789	56
Feindbildfusionen: Anglophobie und Parteienbildung, 1789–1800	61
Anglophobie und Dogma: Jeffersons Präsidentschaft, 1800–1809	66
<i>3. Das Englandbild zwischen Aggressivität und Angst: John C. Calhoun, Henry Clay, John Randolph und der Krieg von 1812</i>	 <i>70</i>
 III. Der Süden, die atlantische Welt und der Niedergang der Union, 1820 bis 1860	 83
<i>1. Prägungen: Virginia.....</i>	 <i>83</i>
Regionale Prägung und nationale Fixierung: William Cabell Rives und Andrew Stevenson	 85
William Cabell Rives und England – ein Fall von „republikanischer Anglophilie“?.....	 96

Eine politische Ehrverletzung: Andrew Stevenson und die Verhandlungen über die schiffbrüchigen Sklaven, 1836–1839	100
Eine öffentliche Ehrverletzung: Die Stevenson-O’Connell-Affäre, 1838	105
<i>2. Prägungen: South Carolina</i>	111
Regionale Prägung und partikulare Fixierung: Robert Barnwell Rhett und James Henry Hammond.....	113
Anglophobie und Radikalisierung: Negro Seaman Law und Annullierungskrise, 1823–1833	118
James Henry Hammond, James Caldwell Calhoun und das Pro Slavery Argument, 1834–1837	126
Zurückweisungen: James Henry Hammond in England, 1836–1837	135
<i>3. 1840–1850: Reflexionen und Standortbestimmungen</i>	143
Generationenwechsel in Virginia: James Murray Mason und Robert M. T. Hunter.....	144
Das Sklavereiproblem und der Webster-Ashburton-Vertrag, 1842.....	149
„Sturm über Texas“: Die Tyler-Administration, Duff Green und die Formulierung einer anglophoben Politik	155
Die Sprache der Konfrontation: Reflexionen über England und Texas	165
Die Sprache der Versöhnung: Reflexionen über England und Oregon.....	178
<i>4. Prägungen: Tiefer Süden</i>	190
Georgia: Robert Toombs.....	195
Alabama: William Lowndes Yancey.....	207
Mississippi: Jefferson Davis	215
Louisiana: Judah Philip Benjamin	227
<i>5. Englandbilder und Innenpolitik, 1848–1858</i>	233
Die Vorboten der Krise und die Verschmelzung der Feindbilder	235
Das Englandbild zwischen Sezessionsappell und Kompromissplädoyer in der Territorialkrise von 1850.....	238
Anglophile Referenzen, anglophobe Bilder und der Konflikt um Kansas, 1854–1857	244
<i>6. Englandbilder und Außenpolitik, 1849–1859</i>	251
Das idealistische Englandbild: Die Vorsondierungen für den Clayton-Bulwer-Vertrag	252
Räume der Bedrohung: Krimkrieg, Mächtepolitik und die karibische Flanke, 1852–1858	257
Der anglophobe Reflex und die Fixierung auf Kuba	266

Ökonomie und Macht: Reflexionen über das Regiment der Baumwolle	270
William Henry Trescot und die außenpolitische Absicherung der Sezession	274
IV. Die Konföderation und England, 1861–1865.....	279
<i>1. Unabhängigkeit, Regierungsbildung und die Anfänge der Außenpolitik.....</i>	<i>279</i>
Sezession.....	279
Die Bildung einer Regierung und die Formulierung der Außenpolitik.....	292
England und die Sezession des Südens, 1860/61.....	306
<i>2. 1861: Die Neutralität als Ehrverletzung.....</i>	<i>315</i>
Auftakt: Die Yancey-Kommission in London	315
Probleme der Neutralität.....	320
Die Ehre des Krieges und die Schmach der Diplomatie: Die Schlacht von Bull Run und das Ringen um die Pariser Deklaration ..	326
Das Dogma der Ehre und die Realitäten der Außenpolitik: Der Süden, England und die Trent-Krise, 1861/62.....	339
<i>3. 1862–1865: Scheitelpunkt und Scheitern.....</i>	<i>350</i>
Die Initiative gegen die Blockade, Frühjahr 1862	350
Judah P. Benjamin im State Department.....	355
Emanzipation mit dem Schwert? Die Vorboten der Sklavenbefreiung	360
Scheitelpunkt: Sklavenbefreiung und Interventionskrise, Herbst 1862.....	366
1863–1865: Scheitern	374
V. Schlussbetrachtung.....	381
Danksagung.....	399
Abbildungsnachweis	401
Quellen- und Literaturverzeichnis	403
Register	461

I. EINLEITUNG

Einführung und Fragestellung

Im Frühjahr 1861 schienen die Vereinigten Staaten in zwei Welten zu zerfallen, verbrüdet und dennoch verfeindet. „We separated because of incompatibility of temper“, schrieb die Tagebuchchronistin Mary Boykin Chesnut aus South Carolina melancholisch nieder: „We are divorced, North from South, because we hated each other so.“¹

Vor allem die Südstaatler zogen hier Parallelen zum Abfall der Kolonien von Großbritannien fünfundachtzig Jahre zuvor. Auch damals, so sahen sie es, war das Ideal der Freiheit von einer korrupten Clique verraten und das Ende einer gemeinsamen Ära erzwungen worden.² Ebenso wie sie 1861 nur schwer von der Union loszulassen vermochten, hatte ihre Englandnostalgie nach 1776 noch lange nachgewirkt: „With all her faults; with all her corruptions“, fragte der Jurist John Randolph Tucker 1851 in einem Vortrag an der *University of Virginia*, „where in European civilization have the principles of a noble and conservative freedom been more highly developed than in our own father-land?“³

Diese „noble und konservative Freiheit“ schien ihnen in der „Yankee-Republik“ längst abhanden gekommen zu sein. Aber selbst in England, dem traditionellen Freiheitshot, hatten sie in den letzten Jahrzehnten vor der Sezession kaum noch eine Bestätigung ihres Selbstbildes gefunden. Scheinbar beherrscht von den „Mächte[n] des Industrialismus, der Zentralisation und dem Drang nach Nivellierung“⁴, war das abolitionistische Großbritannien in einen provozierenden Gegenentwurf zum agrarischen Sklavenhaltersüden verwandelt worden. Weil sie die Fundamente ihrer Kultur und ihrer Gesellschaft aus europäischen und vor allem englischen Vorbildern ableiteten, reagierten die weißen Südstaatler besonders empört, wenn ausgerechnet von dieser Seite Klage gegen die Sklaverei erhoben wurde. In ihren Augen führten sie eine

1 Vann Woodward (Hg.), Mary Chesnut's Civil War, 25.

2 So vermerkte der spätere Finanzminister der Konföderation, Christopher G. Memminger aus Virginia, anlässlich der Territorialkrise von 1850: „England persisted in her wrongs; the Colonies called a Congress from among themselves, which determined upon secession from that Union. [...] The analogy between the two cases will be found upon examination close, if not perfect.“ Rede C. G. Memmingers in Pendleton, Virginia, 01.10.1850, in: Charleston Mercury, 10.10.1850.

3 Tucker, An Address Delivered before the Society of Alumni of the University of Virginia, 28th June, 1851, Tucker Family Papers, Box 1, Southern Historical Collection, UNC (Hervorhebung im Original).

4 Kirk, Lebendiges politisches Erbe, 9.

Lebensweise fort, die in der gesamten atlantischen Welt über Jahrhunderte hinweg verbreitet gewesen war. Über Nacht schienen sich die Regeln geändert zu haben.⁵ Nicht zuletzt deshalb sehnten sich Intellektuelle wie der Universitätsgelehrte Nathaniel Beverley Tucker aus Virginia nach der „high, bold, manly morality of *Old England* (not *New England*, or *modern England*)“.⁶

Das schwierige, ambivalente und äußerst widersprüchliche Beziehungsgeflecht zwischen dem Süden und Großbritannien gewann in den Jahren von 1861 bis 1865 historische Bedeutung. Der Bürgerkrieg wurde nämlich auch auf dem außenpolitischen Schlachtfeld ausgetragen. Eine Intervention von Europas Mächten unter britischer Führung, wie sie auf beiden Seiten des Atlantiks kontrovers diskutiert wurde, hätte unabsehbare Folgen für den weiteren Verlauf der Geschichte haben können.⁷ Zwei Generationen nach der Amerikanischen Revolution trat ein Teil der Staaten, die damals ihre Unabhängigkeit erkämpft hatten, in einen „zweiten Unabhängigkeitskrieg“ ein, dessen Ausgang nicht unwesentlich vom Verhalten des alten Gegners aus dem „ersten“ Sezessionskonflikt abhing.

Für die historische Pikanterie dieser Konstellation besaßen die Südstaatler freilich kein Gespür. Bevor der erste Schuss überhaupt gefallen war, betrachteten sie die Anerkennung ihrer Konföderation durch das Ausland als notwendige Ehrbezeugung und damit als „vorausgesetzte Tatsache“.⁸ Darüber hinaus gaben sie sich mehr oder minder vorbehaltlos der Annahme hin, die Abhängigkeit der britischen Textilindustrie von amerikanischer Rohbaumwolle würde die Regierung in London alsbald zu einer pro-südstaatlichen Intervention zwingen, sei es in Form der Anerkennung, einer Militäraktion zur Sicherung der Handelswege oder gar eines formellen Bündnisses. In einer extremen, aber durchaus repräsentativen Diktion berauschte sich der *Charleston Mercury* an der Allmacht des Südens: „[T]he Confederate States are a Power on the earth – and the most important Power on the earth – and the most important Power to them the sun shines upon.“⁹ Als Großbritannien im Laufe des Krieges jedoch nicht intervenierte, sondern neutral blieb, griffen sie auf eine Reihe von negativen Englandbildern zurück, die ihnen diese „zynische“ und „kalte“ Neutralität zu erklären halfen.

5 Vgl. so Ayers, *What We Talk about When We talk about the South*, 75 f.

6 Nathaniel B. Tucker, Rez. v. Macaulay's *History of England*, in: *Southern Quarterly Review* 7 (1849), 374–410, hier 407 (Hervorhebungen im Original).

7 In der begrifflichen Polarisierung zwischen „Neutralität“ und „Intervention“ wird die diplomatische Anerkennung des Südens im Folgenden der „Intervention“ zugerechnet, was dem Konsens der Bürgerkriegsforschung entspricht. Erwähnt sei das deshalb, weil die völkerrechtliche Anerkennung einer kriegführenden Partei durch einen Drittstaat *per definitionem* noch keine Abkehr von dessen Neutralität bedeuten muss.

8 So fasste die Ehefrau des Konföderationspräsidenten Jefferson Davis die außenpolitische Erwartungshaltung ihres Mannes rückblickend zusammen. Vgl. Davis, *Memoir*, Bd. 2, 160.

9 *Charleston Mercury*, 04.06.1861.

Das Ringen um Ehre und Anerkennung, wie es die Konföderierten auf der auswärtigen Bühne austrugen, hatte also viel mit kulturell fundierten Annahmen und Bildern zu tun. Mehr als es bisher gewürdigt worden ist, fiel der internationalen Politik in den Jahren 1861 bis 1865 kriegsentscheidende Bedeutung zu. Ein Desiderat der Forschung aufgreifend, beschäftigt sich die vorliegende Arbeit mit den auf England bezogenen Vorstellungswelten derjenigen Südstaatler, die für die Außenpolitik der Bürgerkriegszeit auf geistiger und operativer Basis Verantwortung trugen. Sie untersucht Herkunft und Entwicklung ihrer Englandbilder¹⁰ und legt die (entscheidenden) Stellen frei, an denen die Perzeption von den Realitäten der internationalen Politik abwich. Auf diese Weise rückt sie den konkreten Zusammenhang zwischen „selektive[r] Wahrnehmung und politische[m] Handeln“ in den Blickpunkt, der sich aus dem „sozialen Umfeld, [den] kollektiven Mentalitäten und Ideologien“ – in anderen Worten: der Kultur – einer Gesellschaft ergibt.¹¹

Die kulturelle Prägung des Südens in atlantischer Perspektive

Wer die kulturellen Paradigmen der konföderierten Englandpolitik verstehen möchte, muss weit in die Geschichte der Antebellum-Republik zurückgreifen. Gerade im Hinblick auf die Englandbilder nahmen die Ideenstränge, die sich 1861 in der Außenpolitik der Südstaaten zusammenzogen, in einer anderen Epoche ihren Anfang. Seit dem Unabhängigkeitskrieg war England eine Projektionsfläche für die ambivalenten Gefühlsregungen jener Amerikaner, die über den Atlantik hinweg ihren Blick „in einen Spiegel“ richteten, in dem sie „gewissermaßen ihr ‚alter ego‘ sahen“.¹² Mit der Paradoxie dieser Beziehung wurden vor allem Reisende aus der Neuen Welt konfrontiert, die ihre Eindrücke aus den Kulturlandschaften Englands mit einer Mischung aus Faszination und Abneigung, aus Nähe und Distanz zu Papier brachten.¹³ Ihre Erfahrungen

10 Der Sprache der Quellen entsprechend, werden „England“ und „Großbritannien“ hier als synonyme Begriffe verwendet. Auch wenn die Zeitgenossen im Süden von „Großbritannien“ sprachen, identifizierten sie die Engländer als eigentliche Träger der britischen Macht. Eine gewisse Differenzierung ist in einzelnen Fällen notwendig. So speiste sich die Anglophobie in den Baumwollstaaten nicht zuletzt aus der iroschottischen Herkunft vieler Pflanze. Insofern klagten sie *Great Britain* als imperialen und sklavenfeindlichen Staat an, identifizierten sich aber mit den schottischen und irischen Bevölkerungsteilen.

11 Niedhart, *Selektive Wahrnehmung und politisches Handeln*, 146.

12 Heideking, *Englandbild in der nordamerikanischen Publizistik zur Zeit der Revolution*, 181.

13 Zur anglo-amerikanischen Reiseliteratur im 18. und 19. Jahrhundert vgl. Ziff, *Return Passages*; Mulvey, *Anglo-American Landscapes*; Schmeller, *Perceptions of Race and Nation in English and American Travel Writer*. Zu den europäischen Vorbildern vgl. Black, *The British Abroad*; Hibbert, *Gentleman's Europareise*.

in der Fremde koppelten sich fast immer an Probleme der eigenen Identität: Das, was sie in den Metropolen der britischen Insel (und des Kontinents) als abstoßende Symptome einer modernen Zeit verachteten, zogen sie heran, um den unverdorbenen und reinen Charakter Amerikas zu loben. Die Bewunderung hingegen, die Londons Weltläufigkeit den Besuchern aus Boston, Baltimore oder Richmond abrang, speiste ihre Scham über die provinziellen und rückständigen Züge ihrer Heimat. Zweifellos handelte es sich hierbei um ein nationales, aus dem komplexen Erbe der Amerikanischen Revolution erwachsenes Phänomen. Wie zu zeigen sein wird, entluden sich diese Spannungen im traditionsbewussten Sklavenhaltersüden jedoch besonders heftig.

Seine vielschichtige Fixierung auf England legt es nahe, die Geschichte des amerikanischen Südens in atlantischen Bezügen zu verorten. Weil die Politiker, Diplomaten und Publizisten ihre Heimat zwar als etwas Besonderes beschrieben, zugleich aber auch als einen historisch verwachsenen Bestandteil der größeren atlantischen Welt verstanden, können ihre Wahrnehmungsperspektiven anhand der Überlegungen für eine „atlantische Geschichtsschreibung“ erforscht werden.

Traditionell gilt das Interesse der nach dem Zweiten Weltkrieg unter den Vorzeichen des Ost-West-Konflikts etablierten *Atlantic History* den Verflechtungen zwischen den „beiden Pole[n] der westlichen Welt: Europa und Nordamerika“.¹⁴ Nachdem sie allerdings in jüngerer Zeit entpolitisiert und konzeptionell schärfer umrissen worden ist¹⁵, beschäftigt sie sich auch vermehrt mit den südatlantischen Kulturkreisen, die durch den weltumspannenden (Sklaven-)Handel mit der nordatlantischen Hemisphäre vernetzt wurden.¹⁶ Das Ineinandergreifen dieser Subregionen bietet gerade für kulturhistorisch inspirierte Untersuchungen ein neues Feld.¹⁷

14 Finzsch/Lehmkuhl/Wellenreuther, Vorwort der Herausgeber, in: Wellenreuther, Niedergang und Aufstieg, viii. Zu dem einflussreichen Deutungsangebot, das die atlantische Geschichte entlang des Zusammenspiels von imperialem Zentrum und kolonialer Peripherie strukturiert, vgl. Bailyn/Green, *Peripheries and Center*. Vgl. die Impulse der atlantischen Geschichte auf ebenso anregende wie problematische Weise in ein genetisches Regionalismusmodell umdeutend Fischer, *Albion's Seed*. Vgl. dazu kritisch *Albion's Seed Forum*, in: *William & Mary Quarterly* 48 (1991), 223–309. Vgl. hingegen Joyner, *The Bold Fischer Man*.

15 Zu den Entwicklungen der *Atlantic History* seit dem Zweiten Weltkrieg vgl. Bailyn, *Idea of Atlantic History*; Pietschmann, *Atlantische Geschichte*, 67 f.; Canny, *Atlantic History*, 55 ff.

16 Vgl. pointiert Drescher, *Fragmentation of Atlantic Slavery*, 234 f.; Pietschmann, *Introduction*, in: ders., *Atlantic History*, 35; Bailyn, *Atlantic History*, 59 ff.

17 Vgl. Thornton, *Birth of an Atlantic World*; Langley, *Americas in the Age of Revolution*; Elits, *Atlantic History in Global Perspective*, 156. Der Antebellum-Süden lag gleichsam an einer Schnittstelle zwischen den Subregionen des „weißen“ Nord- und des „schwarzen“ Südatlantiks. Insofern fügen sich in einer atlantischen Perspektive ältere und neuere Forschungstendenzen zusammen. Zum „schwarzen Atlantik“ vgl. grundlegend Gilroy, *Black Atlantic*; Gilroy/Campt (Hg.), *Black Atlantic*. Vgl. ferner Fröschl, *Atlantische*

Weil sich die Grundzüge eines „atlantischen Systems“¹⁸ in der Epoche vom 16. bis zum späten 18. Jahrhundert entwickelten, haben sich bisher fast nur Frühneuzeit-Historiker der atlantischen Geschichte angenommen.¹⁹ Eine „intensivere Erforschung des 19. Jahrhunderts unter atlantischen Fragestellungen [...] ist immer noch ein weitgehend ‚weißer Fleck‘ auf der historiographischen Landkarte.“²⁰ Mit den Nationalstaatsgründungen in Nord- und Südamerika wurden die gewachsenen Verflechtungen innerhalb der atlantischen Welt aber nicht einfach durchgetrennt – vor allem nicht im amerikanischen Süden, dessen Gesellschaftsstruktur auch nach der Revolution der Kolonialvergangenheit verpflichtet blieb.²¹

Die vorliegende Untersuchung lässt sich einem Zweig der atlantischen Geschichte zurechnen, der von dem Historiker David Armitage *Cis-Atlantic History* getauft worden ist.²² Im Mittelpunkt des Interesses stehen die Prozesse und Mechanismen, mittels derer sich „diesseitige“ historische Einheiten über ihre Verbindung zur „jenseitigen“ atlantischen Welt definierten. Sowohl vom europäischen als auch vom amerikanischen Ufer ausgehend, haben Historiker seit den 1950er Jahren dieses Konzept auf überschaubare geographische Räume angewendet, beispielsweise auf Häfen, Städte und Küstenabschnitte. Das Konzept der *Cis-Atlantic History* muss sich aber keinesfalls auf einen mikrohistorischen Zugriff beschränken, sondern kann sich auch auf die Geschichte von Nationen und Staaten beziehen.²³

Geschichte, 7. Vgl. auch Frey/Wood (Hg.), *From Slavery to Emancipation in the Atlantic World*.

18 Vgl. bereits von einem atlantischen „System“ sprechend Davis, *Atlantic System*. Vgl. ferner Pietschmann, *History of the Atlantic System*; Solow, *Slavery and the Rise of the Atlantic System*.

19 Das gilt für mehrere anregende Sammelbände und Monographien, die den Zeitraum von 1500 bis 1800 abdecken. Vgl. Armitage/Braddick (Hg.), *British Atlantic World*; Benjamin/Hall/Rutherford (Hg.), *Atlantic World in the Age of Empire*; Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*; Canny/Padgen (Hg.), *Colonial Identity in the Atlantic World*; Games, *Migration and the Origins of the Atlantic World*; Kidd, *British Identities Before Nationalism*; Klooster/Padula (Hg.), *Atlantic World*; Mancke/Shammas (Hg.), *Creation of the British Atlantic World*; Pestana, *English Atlantic in the Age of Revolution*; Sarson, *British America*; Seymour, *Transformation of the North Atlantic World*; Taylor, *American Colonies*. Vgl. jetzt umfassend Elliott, *Empires of the Atlantic World*.

20 Fröschl, *Atlantische Geschichte*, 8. Vgl. gleich lautend Pietschmann, *Atlantische Geschichte*, 80f.

21 Vgl. so für die *Chesapeake* Sarson, *Similarities and Continuities*.

22 Für die terminologische Herleitung und die historiographische Konzeptionalisierung der *Cis-Atlantic History* vgl. Armitage, *Three Concepts of Atlantic History*, 21–25.

23 Vgl. ebd. 24. Neuere Arbeiten aus amerikanischer Perspektive sind etwa Horn, *Adapting to a New World*; Hatfield, *Atlantic Virginia*; Appelbaum/Sweet (Hg.), *Jamestown and the Making of the North Atlantic World*. Vgl. aus dem Bereich der Historischen Geographie vor allem Meinig, *Atlantic America*, Bd. 1. Eine Schriftenreihe der *University of South Carolina Press* widmet sich seit 2001: *The Carolina Lowcountry and the*

So viel versprechend die Möglichkeiten einer „cis-atlantischen“ Perspektive sein mögen, so klar sind ihre Grenzen. Eine Untersuchung, die anhand der Englandbilder herausfinden möchte, was eine Region über sich selbst dachte, muss vor allem die *inneren* Faktoren berücksichtigen, welche die Sicht auf die *äußere* Welt strukturierten. Für den Süden, der sich seit den Anfängen der englischen Besiedlung im 17. Jahrhundert in einem Spannungsfeld zwischen *innerer* Abschottung und *äußerer* Vernetzung entwickelte, trifft das in besonderem Maße zu.

Dabei hat es den „einen“ Süden als solches nie gegeben, sondern eher mehrere *Souths*²⁴, die durch vieles verbunden, durch manches aber auch getrennt wurden. Kein Historiker könnte die Region heute mehr als homogenen Block beschreiben, ohne neuere Forschungen über ihre innere Differenzierung in geographisch-klimatischer, sozioökonomischer und auch politischer Hinsicht zu ignorieren.²⁵ Es lassen sich drei regionale „Milieus“ unterscheiden, von denen zwei einer älteren atlantisch-karibischen Besiedlungstradition entstammten und eines aus der späteren kontinentalen Migration erwuchs: Virginia, South Carolina und der Baumwollgürtel des Tiefen Südens (Georgia, Alabama, Mississippi, Louisiana).²⁶ Hierin sind die westlichen Grenzstaaten des Oberen Südens – Kentucky, Tennessee oder Missouri ebenso wenig enthalten wie die Küstenstaaten North Carolina und Florida. Einem erklärtermaßen selektiven Zugriff folgend, kann jedoch argumentiert werden, dass sich in den ausgewählten Milieus die Entwicklungstendenzen des Antebellum-Südens repräsentativ bündelten.

Aus den Verflechtungen der älteren Ostküstenkolonien Virginia und South Carolina mit dem Mutterland erwachsen maßgebliche Formkräfte, die trotz verschiedener Modernisierungsschübe während der gesamten Antebellum-Zeit wirkmächtig blieben.²⁷ Das nachhaltigste Erbe der Kolonialära war

Atlantic World. Vgl. bisher Greene/Brana-Shute/Sparks (Hg.), *Money, Trade, and Power; Geggus, Impact of the Haitian Revolution*.

24 Vgl. pointiert von „many souths“ sprechend Kolchin, *Sphinx on the American Land*, 39–74.

25 Vgl. dazu besonders Freehling, *Road to Disunion I*, 9–37.

26 Die älteren Milieus, Virginia und South Carolina, die sich über einen längeren Zeitraum während der Kolonialzeit formierten, sind deckungsgleich mit den staatlichen Einheiten. Hingegen werden die relativ jungen Staaten aus dem *Louisiana Purchase*, die ihre konstitutive Phase im frühen 19. Jahrhundert durch das Zusammenspiel von Baumwollboom und Sklaventransfer erlebten, zu einem größeren Milieu zusammengefasst. Georgia, das zwar 1776 gemeinsam mit den alten Kolonien an der Rebellion gegen Großbritannien teilgenommen hatte, sozioökonomisch aber eher den neuen Staaten des Golfsüdens ähnelte, nimmt in dieser Aufteilung eine Art Zwischenposition ein.

27 Dass der Süden englische Kultur- und Gesellschaftspraktiken in der Kolonialzeit adaptierte und auch über die Zäsur der Unabhängigkeit hinaus bewahrte bzw. neu anzupassen versuchte, hat die Forschung deutlich erkannt: „From its very beginning, the white South saw itself as a particular strain of British culture, adapting parts of British identity that seemed to fit at the time. [...] There was nothing dishonest or delusional about this,

eine auf Sklavenarbeit begründete Plantagen- und Farmwirtschaft, die den Alltagsrhythmus der Pflanzer strukturierte und ihre Auslegungen der Ideen von Ehre, Unabhängigkeit, Macht und republikanischer Freiheit prägte.

Wie lassen sich diese Milieus nun sowohl sozioökonomisch als auch geistig-kulturell mit der atlantischen Geschichte verbinden? Welche Vorstellungen können daraus für die Beschreibung der Englandbilder im Antebellum-Süden abgeleitet werden? Vor allem die Idee der Ehre wird hier als Kategorie verwendet, mit der die Südstaatler sich selbst und ihr Bild von der restlichen Welt entschlüsselten. Dass sie ihr Verhältnis zu England in den Formen einer Ehrbeziehung beschrieben und davon auch in der Außenpolitik von 1861 bis 1865 anleiten ließen, ist eine zentrale These der vorliegenden Arbeit. Daher sind eingangs eine Reihe von Schlüsselfragen zu klären: Welche Bedeutung fiel dem Ehrkodex für die politische Kultur des Südens zu? Mit welchen Inhalten wurde er gefüllt? Welche sozialen Konsequenzen zog er nach sich?

Der „atlantische Fokus“ konzentriert sich in diesem Fall auf das Beziehungs- und Perzeptionsgeflecht zwischen den Südstaaten und England. Eine gleichgewichtige „bilaterale“ Darstellung der englisch-südstaatlichen Berührungsprozesse, welche die wechselseitige Interaktion zwischen den südstaatlichen Englandbildern und den englischen Südstaatenbildern zu untersuchen hätte, wird nicht angestrebt.²⁸ Erst in den Kapiteln über die Bürgerkriegsjahre weitet sich das Blickfeld. Die fest gefügten Vorstellungen der Konföderierten über England lassen sich in ihrer Wirkmächtigkeit nämlich erst dann voll erfassen, wenn sie vor der pragmatischen Unionsdiplomatie und dem Kalkül der Briten gespiegelt werden. Dort, wo sie in den Handlungsrahmen der Außenpolitik übergehen, ist gleichsam eine Multilateralisierung der Perzeptionen vorzunehmen. Nur so vermag man zu zeigen, wie die „Perzeptionen von Mächten“ in eine genuine „Macht der Perzeptionen“ übergangen.²⁹

these white Southerners thought of themselves as colonial Englishmen. Just as other Englishmen abroad later wore pith helmets and operated mines, Southern Englishmen owned slaves and ran plantations. Southerners, in fact, did not so much emulate the North as borrow many of the same materials from England that the North borrowed.“ Ayers, *What We Talk about When We Talk about the South*, 74.

28 Den gleichgewichtig komparativen Ansatz, der in der atlantischen Geschichtsschreibung ebenfalls prominent figuriert, benennt David Armitage als *Trans-Atlantic History*: „Trans-Atlantic history is the history of the Atlantic World told through comparisons.“ Armitage, *Three Concepts of Atlantic History*, 18.

29 So in Abwandlung des Titels der Arbeit von Lindemann, *Macht der Perzeptionen und Perzeptionen von Mächten*. Die politisch-kulturelle Entwicklung im Norden findet nur insofern Beachtung, als sie für die Krisenwahrnehmung der Südstaatler von Bedeutung war und die Tendenz zur Feindbildverschmelzung (England/Neu-England) beförderte. Eine separate Untersuchung der nordstaatlichen Englandbilder in der Antebellum-Zeit ist nicht Gegenstand der Arbeit.

Konzeption und Methodik: Englandbilder im gruppenbiographischen Zusammenhang

In seiner preisgekrönten Studie über die *Founding Brothers* von 1776 stellt der Historiker Joseph Ellis eine „Reihe von Annahmen“ auf,

die so entwaffnend altmodisch sind, dass sie im gegenwärtigen Klima wieder neuartig erscheinen könnten. Meines Erachtens waren die zentralen Ereignisse und Errungenschaften der Revolutionsära und der frühen Republik politischer Natur. [...] Die Hauptakteure in diesem Drama waren nicht die marginalen oder peripheren Gestalten, deren Lebensläufe typischer sind, sondern die politischen Führer im Zentrum der nationalen Geschichte, welche Macht ausübten. Mehr noch, die Gestalt und der Charakter der politischen Institutionen wurden durch eine relativ kleine Zahl von Führern bestimmt, die sich kannten, die miteinander in Abläufen zusammenarbeiteten und zusammenstießen.³⁰

Diese essayistisch überspitzten Ausführungen lassen sich auch auf die ideologischen Grundlagen und die operative Ausführung der konföderierten Außenpolitik übertragen. Konzipiert und ausgeführt wurde diese von einem überschaubaren Personenkreis³¹, dessen Mitglieder in der Vorkriegsunion prominente Positionen eingenommen hatten. Zum Zeitpunkt der Sezession im Schnitt seit zwei Jahrzehnten aktiv, gehörten sie einer erfahrenen Politikerschicht an, die ihre neuen Ämter mit fest gefügten Weltbildern antrat. Der Fokus liegt also auf dem Kreis jener Persönlichkeiten, von denen gesagt werden kann, dass sie politische Macht und geistigen Einfluss ausübten. Ihre Englandbilder sollen in einen gruppenbiographischen Zusammenhang gestellt werden, der soziale, politische und kulturellen Ursachen berücksichtigt. Auf diese Weise wird der Anspruch untermauert, das diplomatische Handeln einzelner Personen in einem besonderen historischen Zusammenhang tatsächlich erklären zu können.

Grob gesprochen, können die hier betrachteten Südstaatler in drei Kategorien eingeteilt werden: *Erstens* die älteren Figuren der frühen und mittleren Antebellum-Zeit, an denen sich die jüngeren Politiker orientieren oder von denen sie sich abgrenzten³²; *zweitens* die tatsächlichen Amtsträger der konföderierten Außenpolitik (Präsident, Außenminister, Beauftragte, Gesandte)³³ sowie *drittens* jene Vertreter aus diesem Kreis, die ihre Prominenz

30 Ellis, *Sie schufen Amerika*, 25 f. Der ungleich treffendere Originaltitel dieses gruppenbiographischen Zugriffs auf die Gründergeneration lautet *Founding Brothers: The Revolutionary Generation*.

31 Vgl. dazu die Erinnerungsschrift von Washington, Confederate State Department.

32 Neben Thomas Jefferson fallen darunter jene Südstaaten-Politiker, die im Verlauf der Antebellum-Zeit wichtige innen- und außenpolitische Posten einnahmen: Henry Clay aus Kentucky, John Randolph aus Virginia, John C. Calhoun aus South Carolina, William Cabell Rives und Andrew Stevenson aus Virginia, John Tyler und Abel Upshur aus Virginia sowie Duff Green aus Maryland/Missouri.

33 Es sind dies Jefferson Davis aus Mississippi (Präsident, 1861–1865), Robert A. Toombs

für publizistisches und intellektuelles Engagement nutzten. Solche Politiker-Intellektuelle³⁴ kommunizierten Englandbilder im öffentlichen Raum und trugen dazu bei, das geistige Fundament der konföderierten Diplomatie zu legen.³⁵

Folgendes ist nun bemerkenswert: Für die sozioökonomische Elite schuf überhaupt erst der Kontakt nach „außen“ die Grundlage für eine nach innen gerichtete Definition des „Südens“. Wer sich in Washington die Meriten verdiente und dort Kontakte knüpfte, wer als Pflanzer seine Agrarprodukte nach Europa verschiffen und gegen Provision absetzen ließ, der besaß letztlich Macht und Mittel, um eine Sklavenplantage zu unterhalten und ein öffentliches Amt auszuüben.³⁶ Das Wechselverhältnis zwischen überregionaler Erfahrung und provinzieller Identität war im Einzelfall unterschiedlich stark ausgeprägt. Sinnfällig spiegelt sich das in dem wohl bedeutsamsten Südstaatler der frühen Republik, der in einem separaten Kapitel als wichtiger Erschaffer und Kommunikator der Englandbilder vorgestellt wird: Thomas Jefferson. Universal gebildet und weitgereist, war Jefferson Weltbürger, Amerikaner und (vor allem) Virginier in einer Person. Zugleich hegte er einen ausgeprägten Hass auf England. Für ihn besaßen die Amerikaner bei all ihren Schwächen und Stärken doch eine große Tugend, nämlich *nicht* englisch zu sein. Im Verlauf seines langen politischen Lebens eignete er sich ein anglophobes Vokabular an, das schließlich in der „Sprache der amerikanischen Souveränität“³⁷ aufging.

Aus dieser Hinterlassenschaft entfalteten sich die Biographien der hier vorgestellten Antebellum-Südstaatler. Ihre Lebensläufe kreuzten sich an verschiedenen Stellen, bevor sie im Jahre 1861 in der Gesamtanstrengung aufgingen, die Konföderation unter den Nationen der atlantischen Welt diplomatisch zu etablieren. Was die Faktoren der Sozialisation in den Milieus Virgi-

aus Georgia (Außenminister, 1861), Robert M. T. Hunter aus Virginia (Außenminister, 1861–1862), Judah P. Benjamin aus Louisiana (Außenminister, 1862–1865), Robert Barnwell Rhett aus South Carolina (Vorsitzender des Außenausschusses im konföderierten Kongress, 1861), William Lowndes Yancey aus Alabama (Kommissarischer Beauftragter in England, 1861–1862), James Murray Mason aus Virginia (Gesandter in England, 1862–1863), John Slidell aus Louisiana (Gesandter in Frankreich, 1862–1865).

34 Der Begriff wird hier entliehen von Schivelbusch, *Kultur der Niederlage*, 60.

35 Prototypische Politiker-Intellektuelle der Antebellum-Zeit waren William Cabell Rives aus Virginia oder James Henry Hammond und William Henry Trescot aus South Carolina. Als Berufspolitiker waren sie keine klassischen Intellektuellen, sondern nutzen die öffentliche Aufmerksamkeit, die sie auf ihre Person zu ziehen vermochten, für ein publizistisches Engagement. Dennoch besaßen sie als *men of mind* (so die zeitgenössische Selbstbeschreibung) durchaus „some kind of ‚cultural authority‘“, also eine „acknowledged intellectual position or achievement in addressing a broader, non-specialist public.“ Collini, *Absent Minds*, 47 f.

36 Vgl. Ayers, *What we talk about When we Talk about the South*, 74.

37 Vgl. Onuf, *Jefferson's Empire: The Language of American Nationhood*.

nias, South Carolinas und der Baumwollstaaten anbetrifft, stellen sich für diese – zum Teil sehr verschiedenen – Biographien ähnliche Fragen³⁸: Über welche Stationen nahmen die späteren Politgrößen ihren sozialen Aufstieg? Auf welche kulturellen Imperative wurden sie fixiert? In welche Bahnen lenkten sie ihre politische Loyalität und – sofern nachweisbar – durch welche frühen Englandbilder wurde das unterfüttert?

Nach ihrem Wechsel von der regionalen auf die bundespolitische Ebene blieben die Südstaatler dem partikularen Denken fast durchweg verpflichtet.³⁹ Dass der „Süden“ überhaupt aus der Union herausgeführt und staatlich neu organisiert werden konnte, war nur aufgrund einer Vielzahl von eingefahrenen Austauschprozessen möglich. Solche Kontakte reichten vom Einfluss dominierender Einzelpersonlichkeiten über Netzwerke in Washington bis hin zu überstaatlichen Konventen oder der Distribution von Zeitungen und Zeitschriften. Dieselben Südstaaten-Politiker, die in den Jahrzehnten zuvor als Senatoren oder Kongressabgeordnete miteinander kooperiert oder sich gegenseitig bekämpft hatten, gelangten 1861 in die neue Regierung und waren auf die eine oder andere Weise mit dem Entwurf der Diplomatie beschäftigt. Verschiedene Strömungen und Temperamente stießen dabei aufeinander: Moderate Unionisten, *Whigs* und Demokraten waren ebenso vertreten wie radikale Sezessionisten oder *Southern Rights Democrats*, die zwar grundsätzlich keine Spaltung wünschten, sie aber in Kauf zu nehmen bereit waren.

Was sie über England und Europa dachten, hatte auch damit zu tun, ob sie in den großen Streitfragen der Zeit eher zur Radikalität oder zur Mäßigung tendierten. Deutlich wird das durch die Verwendung von Schlüsselbegriffen, mit denen sie ihre Sicht auf sich selbst mit den äußeren Verhältnissen in Einklang zu bringen versuchten. Auf welche Weise sie die Assoziationen von Ehre und Macht, von Sklaverei und Freiheit mit ihrem Englandbild verknüpften, gilt es ebenso zu untersuchen wie den Effekt, den sie damit in den innenpolitischen Debatten zu erzielen wünschten. Dabei zeigt sich das hier

38 In diesem Sinne soll zunächst eine „Sozialgeschichte der Milieus professioneller Außenrepräsentanten“ geschrieben werden, wie sie Jürgen Osterhammel eingefordert hat – also im Hinblick auf Herkunft, akademische Ausbildung und sozialen Aufstieg. Osterhammel, *Internationale Geschichte, Globalisierung und die Pluralität der Kulturen*, 400. Unter den Sozialisationsfaktoren, die für die Formierung der Englandbilder erklärend herangezogen werden, bleibt der Bereich „Religion“ weitgehend ausgeklammert. Religiöse Motive nahmen in den hier untersuchten Englandbildern keinen prominenten Platz ein, sondern beeinflussten eher die Emphase, mit der sie artikuliert wurden. Bibelbezüge spielen allenfalls für die Verteidigung der Sklaverei im Sinne des *Pro Slavery Argument* eine Rolle. An den entsprechenden Stellen wird dies berücksichtigt.

39 Die Südstaaten sind daher „ein beeindruckendes Beispiel“ für die Erforschung der regionalen Bezüge außenpolitischer Entscheidungsprozesse. Hunt, *Krise der Diplomatiegeschichte*, 70, Anm. 13.

entworfenen Bild keineswegs linear, sondern oft fragmentarisch, uneinheitlich und zerrissen: Bisweilen weisen atlantische Bezugspunkte den direkten Weg in das Denken der Politiker und Intellektuellen. Manchmal erschließen sie sich aber erst durch ihre politische Semantik – durch Vergleiche, Metaphern oder historische Referenzen; mal schimmern sie stärker durch, mal schwächer; mal sind sie negativ assoziiert, mal positiv.⁴⁰

Kultur und Perzeption

Den „sogenannten ‚weichen‘ Faktoren wie Ideen, Normen, Werte[n und] Kultur“⁴¹, so dürfte schon deutlich geworden sein, fällt für die Südstaaten-Politik in den Antebellum-Jahrzehnten und während des Bürgerkrieges eine entscheidende Bedeutung zu. Zwar sind die kulturellen Ursachen politischen Handelns in den Quellen oft schwer nachzuweisen: „Officials [...] did not, in fact, write down all that they believed to be true about the world in which they lived or the regions they governed“, wie Philip Curtin in einem anderen Zusammenhang konstatiert hat: „Beyond the world of dispatches, there was also a world of unstated assumptions.“⁴² Die ideologische Schärfe der Nord-Süd-Kontroverse, in der – überspitzt formuliert – um das Problem von Sklaverei und Freiheit in der Sprache der Ehre gestritten wurde, trug jedoch dazu bei, dass sich die „unspoken assumptions“⁴³ eher in *outspoken assumptions* verwandelten. Auf bisweilen aggressive Weise manifestieren sich in den Englandbildern Überzeugungen und Ideen, die hinter den augenscheinlichen Ereignissen der Zeit lagen.⁴⁴ Diese Formulierung macht deutlich, dass hier ein weitgefasster Kulturbegriff verwendet wird, der „darauf aufmerksam machen [will], dass Menschen ihre Wirklichkeit nicht einfach wahrnehmen und hinnehmen als das, was sie ist. [...] Es geht einem solchen weiten Kulturbegriff um individuelle und kollektive Bedeutungszusammenhänge, die aus der Wirklichkeit überhaupt erst eine sinnhafte Wirklichkeit machen.“⁴⁵

Hieraus kann eine wirkungsgeschichtlich orientierte Perzeptionsforschung Erkenntnisse über außenpolitische Entscheidungsprozesse gewin-

40 Neben den Englandbildern im engeren Sinne werden also auch Metaphern aus dem Bereich der politischen Sprache untersucht, die traditionell als anglophil oder anglophob konnotiert galten. Besonders offensichtlich ist das für die Despotismus-, Monarchismus-, und Tyranneivokabeln, die nach der Revolution in den politischen Diskurs der frühen Republik überführt wurden und auch in den Antebellum-Jahren noch zum Einsatz kamen.

41 Lehmkuhl, *Diplomatiegeschichte als internationale Kulturgeschichte*, 397.

42 Curtin, *Image of Africa*, vii.

43 Joll, *Unspoken Assumptions*.

44 Vgl. Bailyn, *Challenge of Modern Historiography*, 22; ders., *Ideological Origins of the American Revolution*, x.

45 Landwehr/Stockhorst, *Kulturgeschichte*, 10.

nen.⁴⁶ Das klassische Deutungsmuster des „Interesses“ ist vor dem Hintergrund der Kategorien „Meinung“ und „Anschauung“ einzuordnen: Wenn Interessen aus einer spezifischen Interpretation der Welt abgeleitet werden, dann gilt es diese Interessen nicht nur darzustellen, sondern ihr Zustandekommen zu erklären und die kulturellen Muster dahinter freizulegen. Dafür liefern die Biographien außenpolitischer Entscheidungsträger verschiedene Impulse – etwa mit Blick auf die individuelle Wahrnehmungsebene⁴⁷, die Prägekräfte der Sozialisation sowie die Aneignung beziehungsweise Umdeutung kollektiver Ideen.

Die hier beschriebenen Perzeptionen müssen keineswegs mit den im historischen Sinne „realen“ Verhältnissen deckungsgleich sein oder gar heutigen moralischen Urteilkategorien entsprechen. Dass dies für die ideologisch aufgeladenen Englandbilder oder die Verteidigung der Rassensklaverei so gilt, braucht kaum eigens unterstrichen zu werden.⁴⁸ Die Konzentration auf die Südstaaten-Elite darf auch nicht den Eindruck entstehen lassen, die Masse der kleineren (nicht sklavenhaltenden) Farmer hätte deren Vorstellungen und Interessen vorbehaltlos geteilt.⁴⁹ Wenn darüber hinaus Pflanzler, Politiker und Intellektuelle „ihren“ Süden als agrarisch-konservative Idealgesellschaft entwarfen, heißt das keineswegs, dass sich die südstaatliche Wirtschaft nicht modernisierte (auch wenn sie es im Vergleich zum Norden nur äußerst langsam tat).⁵⁰

Perzeptionen kreieren eine „Welt in unseren Köpfen“⁵¹, die als real begriffen wird und handlungsanleitend wirken kann. Auf breiter Quellenbasis soll das „selbstgesponnene Bedeutungsgewebe“⁵² zerschnitten und geordnet werden, durch die Südstaatler ihrer Welt Sinn verliehen und diese Erkenntnis miteinander teilen.

46 Vgl. so bereits Jervis, *Perception and Misperception*, 8. Jervis bezeichnet die Perzeptionsanalyse explizit als „aspect of the decision-making approach“. Ebd., 9.

47 Vgl. Fiebig-von Hase/Lehmkuhl (Hg.), *Enemy Images in American History*, 4.

48 Andrew Preston umschreibt diesen Sachverhalt folgendermaßen: „[H]istorians of slavery are not compelled to adopt the moral or political viewpoint of either the slave or the slaveholder.“ Preston, *Bridging the Gap*, 812.

49 Diese Schichten sind nicht Teil der vorliegenden Untersuchung – ob und in welchem Ausmaß ihre Weltsicht durch auswärtige kulturelle Bezüge geprägt wurde, ist hier nicht zu beantworten. Dass kulturell fundierte Überlegenheitsvorstellungen auch den (frühen) Kampfeswillen der konföderierten Soldaten im Bürgerkrieg beeinflussten, kann allerdings als wahrscheinlich gelten. Sehr weit gehen hier McWhiney/Jamieson, *Attack and Die*. Vgl. ferner die differenzierte Feldpostanalyse bei McPherson, *For Cause & Comrades*.

50 Zur ökonomischen Modernisierung vgl. Downey, *Planting a Capitalist South*; Henderson, *Planter's Progress*.

51 Downs/Stein, *Kognitive Karten. Die Welt in unseren Köpfen*.

52 Geertz, *Dichte Beschreibung*, 9.

Union oder Konföderation? Ursprünge und Bezugspunkte des südstaatlichen Nationalismus

Der Bürgerkrieg war nicht nur ein tiefer Epocheneinschnitt in der Geschichte der Vereinigten Staaten, sondern auch ein Testfall für Entstehung und Umbildung von Nationen. Gerade weil sich dieses Bild in den Köpfen von Zeitgenossen und Nachgeborenen so tief eingebrannt hat, erscheint es bemerkenswert, dass die Südstaaten aufs Ganze gesehen keineswegs nach einer separaten nationalstaatlichen Organisation strebten (die Zahl der programmatischen Sezessionisten blieb während der Antebellum-Jahre vergleichsweise klein).

Was schließlich auch die moderateren Politiker auf die Sezession umschwenken ließ, war die – teils realistisch begründete, teils überzogen wahrgenommene – Gefahr für den Fortbestand der Sklaverei, mit der sich nicht nur ihr sozioökonomischer Status, sondern auch ihre Vorstellung einer spezifisch südstaatlichen Lebenskultur (*Southern Way of Life*) verknüpfte. Bei der Frage nach Union oder Konföderation war für den Süden entscheidend, unter welchem nationalen Dach die *essentials* seiner Identität⁵³ am sichersten bewahrt werden konnten. Dass die unionistische Mehrheit im Jahre 1860 zur gleichen Meinung gelangte wie die sezessionistische Minderheit, hat den entscheidenden Ausschlag zum Vollzug der Sezession gegeben.

Gleichwohl pflegten die Südstaatler keineswegs ein rein funktionales Verhältnis zur amerikanischen Nationalität, sondern fühlten sich dem revolutionären Erbe von 1776 (in seiner partikularistischen Auslegung) tief verbunden. Der Bruch vollzog sich auf schmerzhaft Weise und konnte nur durch den Anspruch abgefedert werden, die ursprünglich-reine Republik zu restaurieren. Über Jahrzehnte hinweg hatten Politiker und Publizisten im Süden ihre geistige Energie darauf verwendet, die Identität des Südens in der Fluchtlinie der Gründerunion zu halten (und gleichzeitig von den Gegenwartsentwicklungen abzugrenzen). Obwohl nur eine Minderheit bereit gewesen war, diese Abgrenzungsarbeit mit einem konkreten Sezessionsappell zu versehen,

53 Wie Adam I. P. Smith diesen Zusammenhang charakterisiert hat: „National identity – like other forms of identity, including race – is malleable and historically contingent. Antebellum American nationalism usually reinforced, rather than undermined local, state and regional identities. ‚The South‘ certainly conceived of itself as a separate entity long before the Civil War, and slavery was evidently crucial to that process of self-definition.“ Smith, *Civil War*, 7. Während der Antebellum-Zeit waren die Publizisten bemüht, die Wesensmerkmale der kulturellen Identität des Südens durch die Vorstellung einer spezifischen südstaatlichen „Zivilisation“ herauszuarbeiten. Vgl. etwa: *Is Southern Civilization worth Preserving?*, in: *Southern Quarterly Review* 1 (1851), 189–225; *Hints on Southern Civilization*, in: *Southern Literary Messenger* 4 (1861), 308–313; *Southern and Northern Civilization Contrasted*, in: *Russell’s Magazine* 5 (1857), 97–107; *A Few Thoughts on Southern Civilization*, Nr. I, in: ebd. 6 (1857), 224–228, Nr. II, in: ebd. 7 (1857), 338–349, Nr. III, in: ebd. 9 (1857), 546–556, Nr. IV, in: ebd. 12 (1857), 212–226.

ließ sich das Material reibungslos in die Konzeption eines *cultural nationalism*⁵⁴ einfügen, der 1860/61 das Fundament der Konföderation legte.

Englandreferenzen haben für die Identitätskonstruktionen außerhalb und innerhalb der Union eine bedeutsame Rolle gespielt. Darüber hinaus ist der Prozess, mit dem sich aus einer partikularen Identität zwar nicht zwangsläufig, aber eben auch nicht völlig kontingent eine separate Nationalität herauschälte, von besonderem historischen Interesse. In Bezug auf die Englandbilder soll daher immer wieder gefragt werden: Welche Rolle spielten sie für die Unterfütterung zunächst der südstaatlichen Identität, später der südstaatlichen „Nation“?

Hier wird einem gemäßigten Konstruktivismus gefolgt, der sich mit dem Namen des Sozialwissenschaftlers Anthony D. Smith verbindet. In Abgrenzung von der radikalkonstruktivistischen Schule der 1980er Jahre, welche den artifiziellen Charakter der Nation hervorgehoben hatte⁵⁵, sieht Smith die Formierung nationaler Identitäten im Zusammenhang mit ihren realen ethnischen und religiösen Hintergründen. Sicher tragen Nationen konstruierte Züge, sicher sind sie auch kontingente Produkte und keine ewig existenten, unveränderlichen Gebilde, aber oft beruhen sie eben doch auf Traditionen, Gebräuchen und einem verbindenden historischen Erbe, das sich über Generationen hinweg im Kollektivgedächtnis einer Gemeinschaft eingepägt hat.⁵⁶

Traditionen, so ließe sich eine bekannte Formel von Eric Hobsbawm und Terence Ranger⁵⁷ abwandeln, wurden weniger „erfunden“, sondern aufgegriffen, durchaus auch instrumentalisiert, umgedeutet oder in andere Sinnzusammenhänge gestellt.⁵⁸ Für die Legitimation einer nationalen Idee wird die Geschichte nicht erfunden, sondern aus dem „Fundus der Vergangenheit [...]“

54 Eine Pionierarbeit über die geistigen Grundlagen der konföderierten Nationalidee ist McCardell, *Idea of a Southern Nation*. Auch Emory Thomas verwendet den Begriff des *cultural nationalism* in seiner älteren, aber immer noch nützlichen Gesamtdarstellung. Vgl. Thomas, *Confederate Nation*, 17–37. Nicht mehr zeitgemäß ist Craven, *Growth of Southern Nationalism*. Vgl. ferner maßgeblich Freehling, *Road to Disunion*, 2 Bde., wo in bisweilen pointierter Form auf die regionalen Differenzen und den soziokulturellen Variantenreichtum im Süden hingewiesen wird.

55 Vgl. so vor allem bei Anderson, *Erfindung der Nation*; Gellner, *Nationalismus und Moderne*.

56 Vgl. Smith, *Ethnic Origins*, 7–13, sowie umfassend ders., *Nationalism and Modernism*. Wie John Breuilly urteilt, hat Smith hiermit „einen ausgewogenen Mittelweg gefunden zwischen einer nationalistischen Position, die naiv eine ungebrochene Geschichte der Nation annimmt, und einem Standpunkt, der die Nation als eigentümliches modernes Konstrukt beschreibt“. Breuilly, *Nationalismus und moderner Staat*, 243. Vgl. in globaler Perspektive ähnlich urteilend Bayly, *Birth of the Modern World*, 202. Vgl. ebenso Geary, *Europäische Völker*, 26f; Langewiesche, *Nationalismus – ein generalisierender Vergleich*, 175 ff.

57 Vgl. Hobsbawm/Ranger, *Invention of Tradition*.

58 Vgl. die Anwendung eines solchen Ansatzes auf die Mythenforschung bei Milfull/Neumann (Hg.), *Mythen Europas*.

neu eingekleidet“.⁵⁹ Nationalisten bedienen sich aus einem „Vorrat von Vorstellungen, Mythen, Legenden und – in der Tat – verifizierbaren Ereignissen [...], die das nationale Gedächtnis ausmachen“.⁶⁰ Wie Peter Burke kürzlich angemerkt hat, gehört der Wandel ohnehin zu den „Paradoxien der Tradition“, muss sich das, „was in einer Tradition weitergegeben wird“, ganz zwangsläufig neuen Bedeutungsbelegungen öffnen, damit die Tradition nicht ausstirbt.⁶¹

Gerade im Falle des amerikanischen Südens erscheint es wenig sinnvoll, die primordialen und konstruktivistischen Nationalismuskonzepte gegeneinander auszuspielen. Von einer ideengeschichtlichen Warte aus gesehen, wurde die Republik in den 1840er und 1850er Jahren von einem Konflikt um die nationale Deutungshoheit erschüttert, in dem unterschiedlich akzentuierte Vorstellungen von Nationalität und Gemeinschaft aufeinanderprallten.⁶²

Der republikanische Nationalismus nordstaatlicher Intellektueller, wie ihn beispielsweise Charles Sumner aus Massachusetts artikulierte, schöpfte seine ideologische Energie aus dem Bewusstsein des präzedenzlos Neuen⁶³; er bezog sich auf Staatssymbole wie die Flagge, die Unabhängigkeitserklärung oder die Verfassung und nahm stolz für sich in Anspruch, nach dem Motto *E pluri-bus unum* die Einheit in der Vielfalt unter dem Dach einer Regierung zu garantieren. Für Sumner, der seine Gedanken hierüber im November 1867 vor der *New York Young Men's Republican Union* darlegte, hatten sich die althergebrachten Vorstellungen nationaler Einheit auf „a race or people of common descent or language“ bezogen. In Amerika hingegen besaßen die Loyalitäten gegenüber der Nation einen säkularen politischen Charakter: „They contemplate a political unity, rather than a unity of blood or language.“⁶⁴

Die Menschen bekamen ihren Platz in der Nation demnach nicht vorrangig durch ethnische oder territoriale Determinanten zugewiesen, sondern durch die schöpferischen Impulse einer Idee, die aber nun ihrerseits als unveränderlich, zeitenthoben und für die Ewigkeit zu gelten hatte: „For better or worse we are bound together in one indissoluble bond. The National Union is a knot, which, in an evil hour, the sword may cut, but which no mortal power can unloose without the common consent.“⁶⁵ Zu dieser melancholischen Referenz mochte Sumner veranlasst worden sein, weil zum Zeitpunkt seiner Rede

59 Langenwische, ‚Erfindung der Nation‘, 616.

60 Blanning, *Altes Europa*, 30.

61 Burke, *Was ist Kulturgeschichte?*, 41 f.

62 Die Überlegungen zum Dualismus zwischen republikanischem und ethnischem Nationalismus in der Antebellum-Union folgen hier McPherson, *Is Blood Thicker than Water?*

63 Zum Problem des amerikanischen Exzeptionismus vgl. im Überblick Rodgers, *Exceptionalism*; Shafer, *Is America Different?*; Adams/van Minnen (Hg.), *Reflections on American Exceptionalism*; Glaser/Wellenreuther (Hg.), *Bridging the Atlantic*.

64 Sumner, *Are We a Nation?*, 5.

65 Ebd., 11.

weite Teile des Südens in Schutt und Asche lagen. Denn in der Tat hatte sich der von ihm entworfene Unionsnationalismus nur mit Waffengewalt gegen die Idee einer separaten konföderierten Nation behaupten können.

Wohlgemerkt: Das Nationalbewusstsein der Südstaatler speiste sich lange Zeit aus den gleichen geistigen Quellen wie dasjenige der Nordstaatler – dem protestantischen Religionserbe, der Erinnerung an die gemeinsam erkämpfte Unabhängigkeit, der Bindung an die Verfassung und die Institutionen der Vereinigten Staaten.⁶⁶ Die Sezessionisten hatten die schwierige Aufgabe zu bewältigen, den Süden mit dem Argument aus der Union herauszulösen, genau diese Union – in ihrem ursprünglichen, unkorruptierten „Reinzustand“ – wiederherzustellen. Um das Idealtypische der Vergangenheit vom Ablehnenswerten der Gegenwart hervorzuheben, vermischten Publizisten und Politiker den republikanischen Gründungsmythos mit einen mythisch verbrämten Ethno-Nationalismus, der auf die – tatsächlichen und vermeintlichen – englischen Bezüge der südstaatlichen Kultur zurückgriff. Aus den im anglo-amerikanischen Erbe verfügbaren Materialien schöpfend, zeichneten sie ein Bild von sich selbst als ein besonderes Volk mit eigener Bestimmung, das mit dem bewunderten Teil der britischen Gesellschaft verbunden war, dem aristokratischen, dem „besseren“ England.⁶⁷ Unter politischen Gesichtspunkten diente diese Teilungsmythologie zur Betonung der Differenzen zwischen Nord und Süd.⁶⁸ Darüber hinaus bediente sie aber auch in einer grundsätzlichen Sehnsucht nach dem, was das junge Amerika – „a new nation, born of the Enlightenment and based on rational principles, created in full light of historical day“⁶⁹ – offenkundig nicht besaß: ein rückwärtsgewandtes „Sinnversprechen“, mit dem die Beschwörung der Vergangenheit zum „Garanten der Zukunft“ verklärt werden konnte.⁷⁰

66 Zum verbindenden Erbe vgl. prägnant Wellenreuther, *Exploring Misunderstandings*, 164.

67 Vgl. aus den frühen Bürgerkriegsjahren etwa Fitzhugh, *Superiority of Southern Races*, in: *DeBow's Review* 7 (1861), 369–381; Moore, *Southern Civilization*, in: *DeBow's Review* 1 (1862), 1–19. Zum literarischen Niederschlag der südstaatlichen Englandmythen vgl. Taylor, *Cavalier and Yankee*.

68 Vgl. Davis, *Look Away!*, 41.

69 Temperley, *Britain and America since Independence*, 46. „Americans“, so hat Gordon Wood vermerkt, „lack a misty past“. Wood, *Relevance and Irrelevance of American Colonial History*, 144.

70 Münkler, *Politische Mythen und nationale Identität*, 21. Solche „Welterklärungen, Sinnstiftungen und Wertfindungen, auf welche die Politik und Gesellschaft aus Gründen der politisch-sozialen Integration und der Identitätsfindung nicht verzichten können, [bedienen] sich in Form von Geschichtserzählungen, Geschichtsbildern und Geschichtsdeutungen der Vergangenheit“. Sie setzen also „Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zueinander in Bezug“. Dotterweich (Hg.), *Mythen und Legenden in der Geschichte*, 7.

Literaturlage und Forschungsstand

Gerade die Südstaaten-Diplomatie, so hat der Historiker George Rable vor wenigen Jahren die Forschungslage beurteilt, bleibt „ein Thema, das kreativere Annäherungen braucht“.⁷¹ In den einschlägigen Sammelbänden über die Ursachen der konföderierten Niederlage im Bürgerkrieg, die so zugespitzte Titel tragen wie *Why the South Lost*⁷² und *Why the Confederacy Lost*⁷³, wird den Dogmen der Außenpolitik keine Bedeutung zugemessen.⁷⁴

Noch immer ist deshalb Frank Lawrence Owsleys *King Cotton Diplomacy* aus dem Jahre 1931 die umfangreichste Studie zum auswärtigen Auftritt der Konföderation.⁷⁵ Obwohl der dort konstatierte Primat des Ökonomischen seine Gültigkeit nicht verloren hat, muss die Tendenz dieses Werkes doch historisierend eingeordnet werden.⁷⁶ Owsley gehörte einem agrarromantischen Intellektuellenzirkel an, der 1930 eine Essayanthologie mit dem Titel *I'll Take My Stand: The South and the Agrarian Tradition* veröffentlichte.⁷⁷ Im Großen und Ganzen führte er mit seiner empirisch so dicht unterfütterten *King Cotton Diplomacy* doch eine Anklage gegen die kalte Interessenpolitik, mit der sich Europas Mächte vom Krieg in Amerika distanziert hätten.⁷⁸

71 Rable, *The Civil War*, 261. Durchaus ergiebig, aber eben nicht vorrangig, wird die Konföderationsdiplomatie in den Standardwerken zur internationalen Dimension des Bürgerkrieges behandelt. Vgl. bereits Adams, *Great Britain and the American Civil War*, 2 Bde; Crook, *North, South, and the Powers*; Jenkins, *Britain and the War for the Union*, 2 Bde; Jones, *Union in Peril*; ders., *New Birth of Freedom*. Vgl. weniger geglückt Mahin, *One War at a Time*.

72 Vgl. Beringer u. a., *Why the South Lost*.

73 Vgl. Boritt (Hg.), *Why the Confederacy Lost*.

74 Ein auf die Gründe für den nordstaatlichen Sieg konzentrierter Sammelband mit dem komplementären Titel *Why the North Won* hatte bereits 1960 einen Aufsatz über „Northern Diplomacy and European Neutrality“ enthalten. Vgl. Graebner, *Northern Diplomacy and European Neutrality*. Wenn die Außenpolitik für den Triumph des Nordens mitentscheidend war, so leuchtet es unmittelbar ein, dass sie auch für die Niederlage des Südens eine wichtige Rolle spielte. Als eigenständiges Forschungsfeld, über dessen methodische Innovationen in den Historiographieberichten laufend berichtet wird, hat sie sich aber noch nicht etabliert. Vgl. etwa die Auslassung des Themas bei McPherson/Cooper, Jr., (Hg.), *Writing the Civil War*; Boles (Hg.), *Companion to the American South* (hier allerdings die historiographiegeschichtlichen Bemerkungen in dem Beitrag von Rable, *The Civil War*, 261); Ford, *Companion to Civil War and Reconstruction*. An anderen Themen interessiert ist auch Thomas, *Clio at Climax*.

75 Vgl. Owsley, *King Cotton Diplomacy*. Owsleys Werk wurde nach seinem Tod im Jahre 1959 in einer überarbeiteten Neuauflage herausgegeben.

76 Für eine sanfte Revision von Owsleys Thesen vgl. Cresap, Frank L. Owsley and *King Cotton Diplomacy*; kritischer urteilte zuletzt Rable, *Civil War*, 261.

77 Vgl. Ransom u.a., *I'll Take my Stand* (verschiedene Auflagen).

78 Vgl. Owsley, *King Cotton Diplomacy*, bes. 542–548.

Obwohl in den folgenden Jahren durchaus Korrekturen an diesem Bild vorgenommen wurden⁷⁹, erschien erst 1998 mit Charles M. Hubbards *Burdens of Confederate Diplomacy* eine neuerliche Gesamtdarstellung zum Thema⁸⁰, die freilich eher als multilateral verzweigte Diplomatiegeschichte der Bürgerkriegsjahre angelegt ist und der kulturellen Herleitung der Außenpolitik eher wenig Raum einräumt. Sicherlich auch dem Umstand geschuldet, dass der Süden in jüngster Zeit verstärkten Einfluss auf die bundespolitischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten ausübt⁸¹, hat Joseph Fry 2002 den Versuch unternommen, seine Rolle in der amerikanischen Außenpolitik von 1789 bis 1974 komprimiert nachzuzeichnen.⁸² Für die frühe Republik und die Antebellum-Zeit benennt Fry die zentralen Kulturkräfte, die den südstaatlichen Blick auf die Welt formten – einen von agrarromantischer Sehnsucht durchzogenen Republikanismus, den Kodex der Ehre und die Verteidigung der Sklaverei.

Was Fry als synthetisierende Gesamtschau anlegt, soll hier am Beispiel der Konföderationsdiplomaten konkretisiert werden. Weil sie sich bereits in der Vorkriegszeit zu politischen Schwergewichten entwickelten, die auf Bundes- und Staatenebene Einfluss ausübten, haben fast alle der hier vorgestellten Protagonisten ältere oder neuere biographische Würdigungen erfahren, ohne dass der Versuch unternommen worden wäre, ihre Attitüde gegenüber der atlantischen Welt in einen vergleichenden Zusammenhang zu setzen.⁸³

An dieser Stelle weist die Untersuchung Berührungspunkte mit der südstaatlichen Geistesgeschichte auf, die in den letzten Jahren besonders intensiv diskutiert worden ist. So heben Eugene und Elisabeth Fox-Genovese die utopischen und romantischen Züge im Geschichtsverständnis der Südstaatenelite hervor.⁸⁴ Ihre These, dass sich hieraus eine tief sitzende Angst vor umwälzenden Veränderungen herauslesen lässt, ist auch für die Analyse der

79 Vgl. vor allem Blumenthal, *Confederate Diplomacy*. Vgl. auch die Kapitel zur Außenpolitik bei Eaton, *Southern Confederacy*, 61–81; Roland, *Confederacy*, 100–124; Thomas, *Confederate Nation*, 167–189.

80 Vgl. Hubbard, *Burdens of Confederate Diplomacy*. Eine neuere, an der kanadischen Haltung gegenüber der Konföderation interessierte Studie ist Mayers, *Dixie & the Dominion*.

81 Vgl. Applebome, *Dixie Rising*.

82 Vgl. Fry, *Dixie Looks Abroad*. Eine frühere Arbeit über die Rolle partikularer Strukturen in der amerikanischen Außenpolitik liegt vor mit Chester, *Sectionalism, Politics, and American Diplomacy*. Vgl. in diesem Sinne auch für die *Postbellum*-Zeit und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts McWilliams, *New South Faces the World*.

83 Die einzelnen Biographien, die von veralteten Hagiographieschriften bis zu aktuellen Spezialstudien reichen, werden an dieser Stelle nicht diskutiert, sondern jeweils im Kontext der entsprechenden Kapitel vorgestellt. Bemerkenswerte Forschungsdesiderate bieten nur die politischen und intellektuellen Lebensläufe von William Cabell Rives aus Virginia und William Henry Trescot aus South Carolina.

84 Vgl. Genovese/Fox-Genovese, *Mind of the Master Class*.

Englandbilder relevant. Gleiches gilt für die umfassende Analyse der intellektuellen Landschaft des Südens, mit der Michael O'Brien Maßstäbe für die künftige Forschung gesetzt hat.⁸⁵ O'Brien verfolgt das Engagement der Intellektuellen in sämtlichen Bereichen geistigen Lebens und legt dabei besonderen Wert auf ihre – sicherlich oft ablehnend-negative, aber dennoch auszumachende – Auseinandersetzung mit den Zeitgeist-Strömungen in der atlantischen Welt.

Die Ausrichtung dieser aktuellen ideengeschichtlichen Forschungen unterstreicht den hier formulierten Anspruch, den signifikanten Teilbereich der Englandbilder auf die politische Sphäre zu übertragen und als Deutungsangebot für die Außenbeziehungen von 1861 bis 1865 vorzuschlagen.

85 Vgl. O'Brien, *Conjectures of Order*. Vgl. auch bereits O'Brien/Moltke-Hansen, *Intellectual Life in Antebellum Charleston*; O'Brien, *Rethinking the South*. Vgl. ferner Moltke-Hansen, *Intellectual and Cultural History of the Old South*, 223. Zu den Intellektuellen und Geisteszirkeln vgl. nach wie vor die Pionierstudie von Faust, *A Sacred Circle*. Vgl. zu den „literary fire-eaters“ des Südens auch Wyatt-Brown, *hearts of darkness*, 35–63.

II. POLITIK UND KULTUR IM ANTEBELLUM-SÜDEN

1. DAS SELBSTVERSTÄNDNIS DER SÜDSTAATEN VOR DEM BÜRGERKRIEG: KOLONIALE URSPRÜNGE, PRÄGUNGEN UND ENTWICKLUNGEN

Wer nach einem bestimmenden Motiv sucht, das den Süden in den Jahrzehnten vor dem Bürgerkrieg (und übrigens auch danach) geprägt hat, findet es im Gefühl der Unsicherheit, der Krise und des Abstiegs. Seit es einen „Süden“ in den Köpfen der Menschen gab, begriffen sie ihre Heimat als fragiles Gebilde im Strom der Zeit, gefangen in einer Abwärtsspirale von Bedeutungsverlust und Ohnmacht.¹ In der Sicht von Pflanzern, Politikern und Intellektuellen befand sich der Süden stetig im Niedergang: Die Harmonieideale des Revolutionssüdens hatten sich im Parteienstreit der frühen Republik verloren; das elitäre Gesellschaftsverständnis der Großpflanze wurde von den demokratischen Turbulenzen der 1830er Jahre erschüttert; die nationale Expansionsdoktrin von *Manifest Destiny* mündete in sektionaler Hysterie und Krieg.

Aufgegeben zwischen Zukunftsangst und Traditionsbewusstsein, wagte der Süden schließlich im Jahre 1861 seine „konservative Revolution“.² Die Kulturkräfte, derer es über die tagespolitischen Krisen hinaus dafür bedurfte, reichten weit in die Geschichte zurück und konstituierten sich aus den (Macht-)Erfahrungen einer Sklavenhaltergesellschaft, in der die Eliten durch die Sprache der Ehre miteinander kommunizierten. Ausschlaggebend war darüber hinaus, dass sich nach der Unabhängigkeit ein agrarromantischer Tugendbegriff verfestigt hatte, mit dem die Pflanze ihren aus der Kolonialzeit übernommenen Lebensrhythmus an die Verhältnisse einer sich demokratisierenden Republik anzupassen versuchten.

Seit den ersten Jahren der englischen Besiedlung wurde den Menschen im Süden ihr Platz in der Welt durch den Pflanzenanbau zugewiesen. Politik und Kultur der Antebellum-Zeit spiegeln somit ein Phänomen wider, das sich zweieinhalb Jahrhunderte bis in die Frühgeschichte der *Chesapeake* zurückverfolgen lässt. Zwar dürfen die Brüche, die den Süden im Übergang zur Moderne zum Teil heftig erschütterten und veränderten, keineswegs unterschlagen werden. Anders aber, als es eine nationalgeschichtlich orientierte Forschung über lange Zeit hinweg suggerierte, lohnt es sich, die Kolonialära nicht nur als ein Vorspiel der unvermeidlichen Revolution zu begreifen, sondern ihre prägende

1 Vgl. Ayers, *What we Talk about*, 69.

2 Vgl. Thomas, *Confederacy as a Revolutionary Experience*, 1.

Bedeutung auch über die Zäsur von 1775/83 hinaus anzuerkennen. Mächtige Bande, so ist von einem führenden Historiker geurteilt worden, verknüpften den Antebellum-Süden mit seinen kolonialen Ursprüngen.³

Die Anfänge des modernen Amerika an der *Chesapeake* bieten einen Schlüssel zum Selbstverständnis des Südens.⁴ Hier gingen die ersten englischen Siedler an Land, übrigens auch die ersten Sklaven.⁵ Die republikanischen Ideen der Revolution wurden in Virginia geformt, die Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung von 1787 von Virginiern (mit-)verfasst. Ein Virginier führte die Kontinentalarmee in den Kampf gegen die Briten und festigte danach die fragile Republik als ihr erster Präsident. Mit Washington, Jefferson, Madison und Monroe stammten bis 1825 (fast) alle Staatsschefs aus dem *Old Dominion State*. Sucht man also nach Antworten auf die Schlüssel Fragen des frühen Südens, „Virginia is surely the place to begin“.⁶

Koloniale Ursprünge: Virginia

1607 mit der Gründung der Siedlung Jamestown ins Leben gerufen, stand das erste englische Kolonialprojekt auf amerikanischem Boden zunächst unter keinem guten Stern.⁷ Seuchen, Indianerkriege sowie ein seltsam anmutendes Unvermögen der Siedler, inmitten des Ressourcenreichtums der *Chesapeake*-Bucht ihren Nahrungsbedarf zu stillen, ließen das Unternehmen in den Augen seiner Londoner Geldgeber in einem ungünstigen Licht erscheinen.⁸ Erst die Einführung der Tabakpflanze 1612 stabilisierte die Kolonie auf Dauer. Mit

3 Vgl. Cooper, Jr., *Liberty and Slavery*, 3.

4 Vgl. Horn, *Adapting to a New World*; Rozbicki, *Complete Colonial Gentleman*; Zuckerman, *Unease in Eden*, 157; Hendrickson, *Peace Pact*, ix; Greene, *Pursuits of Happiness*, xiff.

5 Mit Alden T. Vaughan ist jedoch einschränkend festzuhalten, dass „Virginia held no monopoly on either slavery and racism“. Vaughan, *Origins Debate*, 311. Zur frühen Verwurzelung der Sklaverei in der atlantischen Welt vgl. Guasco, *Settling with Slavery*, 236; Sarson, *British America*, 73.

6 Morgan, *American Slavery, American Freedom*, 6. Im Hinblick auf das „superior political leadership“ Virginias erachtet es auch Patrick Beeman als „not surprising that so much that has been written about eighteenth century American political culture has had such a distinctly Virginian accent“. Beeman, *Varieties of Political Experience*, 32f. Vgl. ähnlich Greene, *Styles of Political Leadership*, 3; Kennedy, *Mr. Jefferson's Lost Cause*, 2, sowie klassisch Jordan, *Political Leadership*, ix.

7 Vgl. eingängig Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*, 83 ff.

8 Nach dem Urteil Jack Greenes lag die bemerkenswerte Unstetigkeit der frühen Kolonialgesellschaft im aggressiv-imperialen Denken der Siedler begründet, das mehr auf Eroberung und Unterwerfung der einheimischen Indianerstämme als auf die Errichtung lebensfähiger Gemeinschaftsformen abzielte. Vgl. Greene, *Pursuits of Happiness*, 9; vgl. auch grundlegend Morgan, *American Slavery, American Freedom*, 44–91. Vgl. hingegen Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*, 88.

dem Verlauf der Jahre gewann der Tabak nicht nur bestimmenden Einfluss auf die Wirtschaft, sondern prägte auch die Alltagsaspekte derart fundamental, dass die Pflanzergesellschaft Virginias als „Tabakkultur“ bezeichnet worden ist.⁹ Die stets wiederkehrende Abfolge von Aussaat, Ernte, Trocknung, Qualitätsprüfung und Verschiffung bestimmte den Lebensrhythmus der Pflanzer.¹⁰ Ihre Arbeit isolierte sie in der Abgeschiedenheit der Plantage, warf sie auf sich selbst zurück und schärfte ein Gefühl von persönlicher Unabhängigkeit, das sie mit ihren Standesgenossen teilten.

Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Übersättigung des europäischen Marktes die Tabakpreise drückte, machten die Pflanzer die alle übrigen Wirtschaftszweige abtötende Stapelware für die Misere verantwortlich. Nicht ihrem anti-sozialen Individualismus¹¹, sondern dem Tabak fiel die Schuld zu, dass die Wirklichkeit in der Kolonie auch nach über einem halben Jahrhundert seit ihrer Gründung noch so rau, so primitiv und so weit entfernt vom englischen Vorbild ausfiel. Anstatt sich in urbanen Zentren anzusiedeln, verstreuten sich die Menschen über das weite Land, anstatt in soliden Ziegelhäusern hausten sie (von den wenigen reichen Pflanzern abgesehen) in einfachen Holzhütten, stets den Einflüssen von Wind und Wetter ausgesetzt: „To some Virginians this seemed to be a sorry way to live. They wanted the place look more like England, more civil, more like a promised land that was fulfilling its promise. The reason it did not, they thought, was because of tobacco.“¹²

Tatsächlich aber scheiterten alle Reformprojekte zur Modernisierung der Wirtschaft an der Innovationsfeindlichkeit auf beiden Seiten des Atlantiks: in England, weil die Krone mehr an den Einkünften aus den Tabakimporten interessiert war als an Wirtschaftsexperimenten mit ungewissem Ausgang; in Virginia, weil viele Pflanzer zu bedenken gaben, dass ihre unsichere Situation keinerlei Risikoaufwendung in anderen Bereichen zuließ. Noch im Jahre 1724 kam der Pfarrer Hugh Jones in seiner Chronik Virginias nicht umhin, die Schwerfälligkeit der Kolonisten mit der Tabakkultur in Verbindung zu bringen.¹³ Einige Jahre zuvor hatte sich der Pflanzer Robert Beverley geradezu beschämt über die sprichwörtliche Trägheit seiner Landsleute geäußert, die ihm ganz und gar unverzeihlich vorkam.¹⁴

9 Vgl. Breen, Tobacco Culture. Der Begriff der Tabakkultur meint hier die Strukturierung des Alltagslebens durch die Tabakwirtschaft; er umfasst ferner sämtliche Assoziationen (also auch die negativen), welche die Pflanzer mit dieser Form der Monokultur verbanden.

10 Vgl. hierzu jetzt sehr anregend Demos, Circles and Lines. The Shape of Life in Early America.

11 Vgl. darauf verweisend Breen, Looking out for Number One, 125.

12 Morgan, American Slavery, American Freedom, 186.

13 Vgl. Jones, Present State of Virginia, 45.

14 Vgl. Beverley, History and Present State of Virginia, 296.

Nach Überwindung innerer Unruhen, die durch sozioökonomische Probleme im späten 17. Jahrhundert mit verursacht worden waren¹⁵, entwickelte sich die Kolonie in ruhigen Bahnen. Von nun an gingen die Chronisten dazu über, ihre gewachsenen Hierarchien als Ergebnis einer Kavalieremigration während der Englischen Bürgerkriege zu begreifen. Die Ansiedlung von Aristokraten und Royalisten, wie sie insbesondere vom langjährigen Gouverneur Sir William Berkeley protegiert worden war, schilderten sie bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts pauschal als eine historische Tatsache.¹⁶

Tatsächlich sind königstreue Aristokraten nach dem Sturz der Monarchie in die Neue Welt geflüchtet.¹⁷ Der Umfang dieser Elitenflucht ist aber ebenso heftig umstritten wie ihr Einfluss auf die kulturelle und soziale Entwicklung Virginias. Während David Hackett Fischer die Einwanderungswelle hochadliger Kavaliere als Fundament einer pseudofeudalen Kavalierskultur im amerikanischen Ostküstensüden beschreibt, hat James Horn die dominierende Meinung zusammengefasst, wonach die Kavaliersimmigration in den 1640er und 1650er Jahren zahlenmäßig gering gewesen sei und kaum einige hundert Kavaliere ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt hätten.¹⁸

Weil mit der Ansiedlung von englischen Aristokraten in der *Chesapeake* der Grundstein für den *Cavalier Myth* der Antebellum-Zeit gelegt wurde, ist aber weniger ihr tatsächliches Ausmaß ausschlaggebend, sondern die Tatsache, dass es sie *überhaupt* gegeben hat und deshalb für eine spätere Legendenbildung in Anspruch genommen werden konnte.¹⁹ Die (hoch-)adlige Abkunft der führenden Familien Virginias, auf der ein spezifischer Englandmythos in den Südstaaten beruhte, war also nicht *nur* ein romantisches Konstrukt (obwohl es das freilich mehr als alles andere war), keine im historischen Vakuum „erfundene Tradition“, sondern die Überhöhung und Verzerrung eines historisch fassbaren Phänomens.

15 Vgl. hierzu die verschiedenen Deutungen bei Wertenbaker, *Torchbearer of the Revolution*; Washburn, *Governor and Rebel*; Webb, *End of American Independence*. Vgl. ferner Billings, *Causes of Bacon's Rebellion*; ders., *Sir William Berkeley*.

16 Vgl. Beverly, *History and Present State of Virginia*, 287; Jones, *Present State of Virginia*, 23.

17 Zum „influx of royalist“ in Virginia vgl. Pestana, *English Atlantic in the Age of Revolution*, 115.

18 Vgl. Fischer, *Albion's Seed*, 207–419; Horn, *Adapting to the New World*, 58; Horn, *Albion's Seed Forum*, 244. Die Konzentration auf die Anzahl der hochadligen Neuankömmlinge ist insofern irreführend, als sie über den politischen Einfluss dieser Familien nicht unbedingt etwas aussagt. Wesley Frank Craven war bereits 1949 der Meinung, dass „Virginia could boast of gentlemen who in every way met the test of a Cavalier, but, though their influence on social standards was possibly greater than their numbers, there were only a few of them“. Craven, *Southern Colonies*, 247.

19 Vgl. in diesem Sinne von „a tiny kernel of truth that quickly sprouted into a popular legend“ sprechend Cobb, *Away Down South*, 43.

So sehr sich die Kolonie Virginia über die englischen Traditionsbezüge definierte und so sehr die Kolonisten dem Mutterland auch politisch die Treue hielten, so sehr strebten sie doch nach geistiger Emanzipation und kultureller Eigenständigkeit. An der Wende zum 18. Jahrhundert schlug sich das nieder im Umzug der Kolonialregierung von Jamestown in das repräsentativere Williamsburg und der Gründung der ersten Universität im Süden, dem *College of William and Mary*.²⁰ 1690 aus der Initiative einiger reicher Pflanzer hervorgegangen, war das Projekt von dem einflussreichen Kleriker James Blair solange in London verfolgt worden, bis vier Jahre später der Grundstein für das Universitätsgebäude gelegt werden konnte. Unter der Regie Blairs erläuterten schließlich im Mai 1699 fünf Studierende die Gründungsidee der Universität der versammelten Führungselite mit einem rhetorisch-pathetischem Überschwang, der diesem Tag angemessen war. Einer der Redner hob den Reputationsgewinn hervor, den Virginia aus einer eigenen Bildungsstätte ziehen konnte, müssten die Söhne der Pflanzer doch nicht mehr die „Unehre“ einer Reise über den Ozean zur Ausbildung an englischen Schulen erdulden.²¹

Hiervon ausgehend, entwarf er den Gegensatz zwischen einer verfeinerten englischen Zivilisation und einer rustikalen Kolonialgesellschaft: Die Hochkultur des alten England mit ihren dekadenten Lebensgepflogenheiten sei eine schlechte Vorbereitung für das raue Leben in der Kolonie. Gewöhnt an englischen Prunk und englischen Luxus, verfallende der Heimkehrer einem Genusshunger, „that Cannot be Satisfyed with the plainness of his Country“.²² Bis zum Ende seiner Tage verfluche ein gefallener Pflanzersohn deshalb die Früchte seiner englischen Erziehung. Noch beinahe neunzig Jahre später artikuliert Thomas Jefferson die gleichen Stereotypen, als er seine Auffassung zu Papier brachte, „that an American coming to Europe for education loses in his knowledge, in his morals, in his health, in his habits, and in his happiness“.²³

So war das *College of William and Mary* zwar einerseits eine englische Bildungseinrichtung auf amerikanischem Boden, fungierte aber andererseits als Gegenentwurf zu dem, was die Kolonisten als Sittenverwilderung des Mutterlandes beschimpften (und für die Bestätigung ihres unschuldig-reinen Selbstbildes gerne zitierten). James Blairs Idee, die Universität könne eines Tages zur Produktionsschmiede für die Führungskräfte des *Old Dominion*

20 Zur Gründung des *College of William and Mary* vgl. insbesondere Jennings, *Library of The College of William and Mary*, 1–15; Davis, *Intellectual Life in the Colonial South*, Bd. 1, 333 ff.

21 *Speeches of Students of the College of William and Mary delivered May 1, 1699*, 323–337, hier 326.

22 Ebd., 328.

23 Jefferson an John Banister, Jr., 15.10.1785, in: Peterson (Hg.), *Portable Thomas Jefferson*, 392–395, hier 394.

aufsteigen, schimmerte in den Ansprachen dieses Tages deutlich hervor.²⁴ Abermals war es Jefferson, der ihren Gründungsgedanken unverfälscht wiedergab, als er in Blairs Schöpfung den Ort erkannte, wo die jungen Männer Virginias für die Übernahme öffentlicher Ämter geschult wurden.²⁵

Aber obwohl neben Jefferson selbst so einflussreiche Virginier wie James Monroe, Andrew Stevenson oder William Cabell Rives im 18. und 19. Jahrhundert ihre akademische Ausbildung am *College of William and Mary* durchliefen, gelangte die Universität nie zu vergleichbarem nationalen Ruhm wie ihre Zwillingsinstitutionen in *Harvard* oder *Yale*. Eine englische Modelluniversität in der Wildnis des Südens, so notwendig und wünschenswert sie auch gewesen sein mag, vermochte aus dem Schatten ihrer traditionsreichen Vorbilder nicht hervorzutreten. Bis zur Revolution, und in Erziehungsfragen noch lange darüber hinaus, blieben die gehobenen Familien Virginias englisch orientiert.²⁶ Einige der mächtigsten Pflanzler der vorrevolutionären Ära, durchweg einflussreiche Figuren im *House of Burgesses*, absolvierten zumindest Teile ihrer schulischen Laufbahn weiterhin an englischen Universitäten.²⁷ Sie alle waren Mitglieder „der kleinen, aber doch sehr präsenten Gruppe von Intellektuellen, die in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts über koloniale Grenzen hinweg miteinander, aber auch mit britischen Intellektuellen in Kontakt standen“. Ihr Bildungshorizont, der sowohl humanistische als auch naturwissenschaftliche sowie staats- und rechtsphilosophische Bereiche umfasste, ermöglichte ihnen den Ausbruch aus der provinziellen Enge der Tabakkultur und ließ sie teilhaben am geistigen Leben in der atlantischen Welt: „Kultivierte Kolonisten [...] pflegten den Gedankenaustausch mit ihresgleichen in England.“²⁸

So besaßen die gebildeten Pflanzler auch klare Vorstellungen über das Verhältnis von Politik und Gesellschaft. Ihre geistigen Quellen waren überwiegend klassisch-antiker, aber auch zeitgenössisch-englischer Herkunft. Pietistische Literatur, wie Richard Allestrees *The Whole Duty of Man* oder

24 Vgl. Davis, *Intellectual Life in the Colonial South*, Bd. 1, 342. Die dritte Rede wurde kurze Zeit später nochmals vor dem *House of Burgesses* verlesen, was für ihre tagespolitische Relevanz im Zusammenhang mit dem Umzugsprojekt spricht. Die übrigen Reden widmeten sich der Danksagung an die Förderer des Universitätsprojektes in Virginia und England. Vgl. *Speeches of Students of the College of William and Mary delivered May 1, 1699*, 333–337.

25 Vgl. Jefferson an Richard Price, 07.08.1785, in: Boyd (Hg.), *Papers of Thomas Jefferson*, Bd. 8, 357. Daniel Jordan hat in seiner Studie über die politische Klasse Virginias die akademische Ausbildung von achtundachtzig Kongressabgeordneten und Senatoren untersucht, die den *Old Dominion* im Zeitraum von 1801 bis 1825 auf Bundesebene repräsentierten. Von diesen erlangten allein zweiunddreißig ihren Abschluss am *College of William and Mary*. Vgl. Jordan, *Political Leadership*, 42.

26 Vgl. Davis, *Intellectual Life in the Colonial South*, Bd. 1, 348.

27 Vgl. Greene, *Foundations of Political Power*, 220.

28 Alle Zitate: Wellenreuther, *Ausbildung und Neubildung*, 178 f.

Gentleman's Calling, fand sich in den Bibliotheken der Großplantagen ebenso wie die wichtigsten Werke des liberalen Denkens und der Rechtstheorie, etwa aus der Feder John Miltons, Algernon Sydneys und John Lockes oder radikal-whiggistischer *Country*-Schriftsteller wie Jonathan Swift und Lord Bolingbroke.²⁹

Wurden im späten 17. Jahrhundert die Weichen für die politische und geistige Führungsrolle Virginias gestellt, vollzog sich in diesen Jahrzehnten zugleich die Verfestigung jener Institution, die das Sozialgefüge des Antebellum-Südens wie keine andere prägen sollte. Die Sklaverei wurzelte in einem spezifischen Weltbild der Engländer, das bereits seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert sowohl rassisch fundierte Afrikastereotypen als auch Vorstellungen von Sklavenhaltung in Form lebenslanger Knechtschaft kannte. Mit der Besiedlung der *Chesapeake* bereiteten diese Ideen und Praktiken den kulturellen Nährboden für die Rassensklaverei in Amerika, deren rechtliche Institutionalisierung im 17. Jahrhundert in Form von *unthinking decisions* ablief.³⁰

Zugleich lässt sich aber auch beobachten, dass erst die tagtägliche Erfahrung der Sklavenhalter mit ihren Sklaven – also die Erfahrung von Degradierung, Versachlichung und Entmenschlichung – den Rassismus zur dominanten Gesellschaftsidee an der *Chesapeake* erhob.³¹ Die aus England überlieferten Traditionen unfreier Arbeit scheinen der Sklaverei vorangegangen zu sein³², ohne bereits ausschließlich auf einem rassischen Weltbild der herrschenden Eliten zu beruhen. Als die Sklaverei anderswo in der Neuen Welt – etwa auf den Westindischen Inseln – bereits fest verankert war, blieb die Zahl schwarzer Sklaven in Virginia über lange Zeit hinweg auf niedrigem Niveau. Erst als der Nachschub weißer Vertragsarbeiter für die Kolonie gegen Ende des 17. Jahrhunderts versiegte und das *House of Burgesses* der Sklaverei einen rechtlichen Rahmen verlieh, etablierte sich in Virginia eine auf „full-blown racism“ beruhende „chattel slavery“.³³

Edmund Morgan hat hieraus die viel beachtete, nicht unwidersprochen gebliebene These abgeleitet, zwischen der Versklavung von Schwarzen und dem Freiheitsdenken ihrer weißen Herren habe eine fundamentale Dialektik

29 Vgl. Greene, *Society, Ideology, and Politics*, 44 f.; Sydnor, *American Revolutionaries in the Making*, 18.

30 Zu dieser These vgl. Jordan, *White over Black*, 44–101; ders., *Unthinking Decisions*; vgl. ferner ders., *White Man's Burden*. Vgl. ähnlich auch Nash, *Origins of Racism*, 1; ders., *Red, White & Black*; Robinson, *Slavery in the Structure of American Politics*, 13. Vgl. die relativierende Einordnung der Jordan-These in die Forschung bei Vaughan, *Origins Debate*, 323; Wood, *Origins of Slavery*, 58.

31 Vgl. Morgan, *Slavery and Freedom*; ders., *American Slavery, American Freedom*; ders., *Big American Crime*, 93. Vgl. ferner Wood, *Slavery in Colonial America*, 9; Holt, *Explaining Racism*, 112.

32 Vgl. Guasco, *Settling with Slavery*, 214–244.

33 Horn, *Adapting to a New World*, 150. Vgl. ähnlich Wellenreuther, *Niedergang und Aufstieg*, 264; Galenson, *Economic Aspects*, 291 f.; Wilson, *Racism*, 50 ff.

bestanden.³⁴ Dass die Freiheit auf der Sklaverei gründete, ja in einem engeren Sinne geradezu von ihr abhängig war, beschreibt für Morgan einen weit über Virginia hinausweisenden Widerspruch der amerikanischen Geschichte. Weil sich der Rassismus mit jeder Generation tiefer in das kollektive Gedächtnis der Südstaatler eingrub, interpretierten sie ihre Lebensform stets im Gleichklang mit der atlantischen Welt. Sie sahen in der Sklaverei keine Abkehr von den Traditionen des Mutterlandes, sondern ein englisches Phänomen auf amerikanischem Boden, das sich in der rauen Wirklichkeit Virginias organisch fortgepflanzt hatte und als solches bruchlos erlebt wurde.

Auch wenn die unfreie Fronarbeit der Rassensklaverei den Weg bereitete, lassen sich schon bei den frühen Siedlern kulturelle Muster erkennen, die in der englischen Selbstsicht wurzelten und im Rassismus amerikanischer *Couleur* ihre Spuren hinterließen. Vorstellungen von „Sklaverei“ und „Freiheit“, die sich damals noch im Fluss befanden, konnten anhand rassistischer Merkmale voneinander abgehoben und schärfer akzentuiert werden.³⁵ Sklaven waren roter oder schwarzer, Freie weißer Hautfarbe, und zwar unabhängig von ihrem sozialen Status, wodurch rassistische Solidarisierungseffekte freigesetzt wurden. So zeigte sich der ärmste Weiße gewissermaßen noch stolz darüber, dass er kein Sklave war.³⁶ David Hackett Fischer hat dieses Phänomen aus den standesspezifischen Aspekten des englischen Freiheitsdenkens abgeleitet und als „Idee hegemonialer Freiheit“ charakterisiert. Bei der Freiheit eines Engländers handelte es sich nicht um ein universales Prinzip, sondern um ein Geburtsprivileg, abhängig von Stand, Rang und Besitz. In einem solch „hegemonialen“ Freiheitsdenken definierte sich die Freiheit vor allem über soziale Prestige-Kategorien, über Kontrolle und Macht, eine „liberty to take away the liberties of others – a right of *laisser asservir*, freedom to enslave“.³⁷

In einer vormodernen Gesellschaft entstanden, absorbierte die amerikanische Sklaverei im späten 18. und im frühen 19. Jahrhundert Elemente der „modernen“ Zeit. Zum einen stellten die Sklavenhalter ihren Rassismus auf ein republikanisches Fundament und verteidigten die Sklaverei als Grundlage für die bürgerliche Freiheit der Weißen. Zum anderen kalkultierten sie den An- und Verkauf von Land und Sklaven ebenso wie kapitalistische Unternehmer

34 Vgl. Morgan, *American Slavery, American Freedom*, 3–6. Vgl. hierzu Murrin, *Political Development*, 421; Davis, *Inhuman Bondage*, 135, 145. Vgl. indes relativierend Tate/Ammerman (Hg.), *Chesapeake in the Seventeenth Century*; Carr/Morgan/Russo (Hg.), *Colonial Chesapeake Society*.

35 Zur rassistischen Stereotypenbildung in Virginia vgl. Greene, *Intellectual Construction of America*, 93 f.; Nash, *Origins of Racism*, 3 ff.; ders., *Great Fear*, 15 ff.; Billings u.a., *Colonial Virginia*, 57; Kulikoff, *Tobacco and Slaves*, 44; Middleton, *Colonial America*, 41; Boles, *Black Southerners*, 10 f.

36 Vgl. so Patterson, *Slavery and Social Death*, 99.

37 Fischer, *Albion's Seed*, 412 (Hervorhebung im Original).

ihre Produktionsquoten und Umsätze berechneten.³⁸ Sie waren „Lords and Capitalists“³⁹ zugleich, weshalb die Thesen marxistisch inspirierter Historiker, die Pflanzer hätten sich durch ihr Festhalten an der Sklavenarbeit von der Kapitalisierung und Liberalisierung der atlantischen Wirtschaftsräume abgekoppelt⁴⁰, heute kaum noch aufrechterhalten werden.⁴¹

Indes: Auch wenn die Großpflanzer eine Art von „republikanischem Sklavenhalter-Kapitalismus“ entwickelt haben sollten, waren sie doch stets bemüht, ihr Selbstbild vom Modell kapitalistischer Lohnarbeit abzugrenzen, wie sie es im Norden und in England vorzufinden glaubten.⁴² Weil sie als Kontrastfolie zum reinen Selbstbild benevolenter und sozial fürsorglicher Plantagenherren diente, ist die Kapitalismuskritik für das Verständnis der südstaatlichen Englandbilder von zentraler Bedeutung. Es kann aber auch tatsächlich von qualitativen Differenzen zwischen freier Lohn- und unfreier Sklavenarbeit ausgegangen werden. So ist zwar festgestellt worden, dass sowohl die Lohnarbeit des Nordens als auch die Sklaverei des Südens jeweils den institutionellen Rahmen für eine durch Klassenlinien zerklüftete Gesellschaft bereitstellten.⁴³ Die Pathologien, Ängste und Hysterien einer Sklavenhaltergesellschaft spiegeln sich in einer Unternehmergeellschaft jedoch nicht *gleichgewichtig* wider.⁴⁴ Ein wesentlicher Grund dafür war das rassis-

38 Vgl. Wilson, *Racism*, 70 ff.; Blackburn, *Making of New World Slavery*, 24 f.; Smith, *Plantation Economy*. Vgl. am Beispiel der Westindischen Inseln klassisch Williams, *Capitalism & Slavery*. Vgl. hierzu wiederum Solow/Engerman (Hg.), *British Capitalism & Colonial Slavery*.

39 Scarborough, *Masters of the Big House*, 407.

40 Vgl. Genovese, *World The Slaveholders Made*. Vgl. für die Rekonstruktion der Sklavenperspektive ders., Roll, Jordan, Roll. Vgl. zusammenfassend ders., *Political Economy of Slavery*, 13–41. Vgl. ferner Kaufman, *Capitalism, Slavery, and Republican Values*; Ashworth, *Slavery, Capitalism, and Politics in the Antebellum Republic*. Zur Kontroverse vgl. Frederickson, *Nineteenth Century*, 171 f.

41 Vgl. besonders kritisch Oakes, *Ruling Race*; ders., *Slavery and Freedom*. Vgl. die Denkschulen in der Mitte zusammenführend Scarborough, *Masters of the Big House*, 407–426. Mit Recht weist William Scarborough darauf hin, dass sich die Debatte zwischen „Paternalisten“ und „Kapitalisten“ solange nicht konstruktiv auflösen lässt, „as there is no common definition of capitalism“. Ebd., 408. Wer den Kapitalismusbegriff nicht ausschließlich an die Marktkräfte in „freien“ Gesellschaften bindet, vermag auch innerhalb einer Sklavenhaltergesellschaft kapitalistische Elemente zu entdecken: „I submit that capitalism is simply an economic system in which individuals invest capital, from whatever source and by whatever labor system derived, with the hope and expectation of generating additional capital. If measured by this standard, the elite slaveholders were clearly capitalist.“ Ebd., 409.

42 Vgl. Follet, *Sugar Masters*, 4.

43 Vgl. Reidy, *From Slavery to Agrarian Capitalism*, 7.

44 Das gilt vor allem für den Rassismus als Moment der Herrschaftslegitimation, die Furcht vor äußeren Bedrohungen des Sozial- und Wirtschaftsmodells sowie die zwar nicht eingestandene, aber doch konkrete Angst vor Sklavenaufständen bzw. Verschwörungen und geheimen Meuchelaktionen.

tisch motivierte Unbehagen, ja sogar die Furcht der weißen Pflanzer vor ihren schwarzen Sklaven. Zudem blieb der Widerspruch zwischen dem freiheitlich-republikanischen Anspruch und der praktizierten Rassenknechtschaft eine offene Flanke in der politischen Selbstdarstellung des Südens. In keiner anderen Region zogen sich diese Tendenzen so spannungsvoll zusammen wie in South Carolina.

Koloniale Ursprünge: South Carolina

In South Carolina, das aufgrund seiner Radikalität und Exzentriz eine Sonderstellung im Antebellum-Süden einnimmt, verlief die gesellschaftliche Entwicklung schon in der Kolonialzeit auf andere Weise als an der *Chesapeake*. Bereits die Gründungscharta von 1663 war ein Produkt der Restauration. Vom König quasi mit monarchischen Vollmachten ausgestattet, schufen die Eigentümer der Kolonie per Federstrich eine Feudalordnung, welche die politische Macht in den Händen weniger Großgrundherren bündelte und kleinere Landbesitzer sowie vor allem Landlose vom öffentlichen Leben ausschloss.⁴⁵ In die Realität hat dieser englische Modellentwurf aber kaum hineingewirkt. So mussten die Eigentümer schließlich weitgehende Anreize gewähren, um die Besiedlung zu fördern: religiöse Toleranz, eine großzügige Landvergabe sowie politische Repräsentation im Rahmen einer Kolonialversammlung. Die Impulse für South Carolinas frühe Entwicklung kamen nämlich weniger aus England, sondern aus Barbados, wo die englischen Ursprünge bereits in einer kreolischen Subkultur aufgegangen waren.⁴⁶

Während der kritischen Anfangsjahre bis 1680 stammte beinahe die Hälfte aller Neuankömmlinge in South Carolina von der Karibikinsel, die damals zwar eine der ertragreichsten Zuckerkolonien im gesamten südatlantischen Raum war, den jüngeren Sprösslingen der Pflanzerfamilien wegen ihrer Überbevölkerung aber kaum noch Entfaltungsmöglichkeiten bot.⁴⁷ Weil die weißen Sklavenhalter in ständiger Furcht vor Aufständen ihrer Sklaven lebten, trug Barbados die Züge eines „gequälten Paradieses“⁴⁸, wo die Gegensätze

45 Vgl. kritisch Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*, 206; Wellenreuther, *Ausbildung und Neubildung*, 501 f. Vgl. positiver Edgar, *South Carolina*, 42 f.

46 Vgl. hierzu klassisch Dunn, *Sugar and Slaves*, 111–116. Damit korrespondierend kamen in den ersten Jahren auch über die Hälfte der schwarzen Sklaven Carolinas von der Karibikinsel. Vgl. Sarson, *British America*, 177. Vgl. Carolina gar als „Barbadian Colony on the Mainland“ bezeichnend Boles, *South Through Time*, 36. Vgl. ähnlich Meinig, *Atlantic America*, Bd. 1, 174.

47 Vgl. Wood, *Black Majority*, 8 f. Zu den sozialen Spannungen der Zuckerwirtschaft in Westindien vgl. Duff, *Adventurers Across the Atlantic*, 85. Vgl. auch Greene, *South Carolina and the Caribbean Connection*.

48 Edgar, *South Carolina*, 37. Vgl. ausführlich auch Dunn, *Sugar and Slaves*, 263–335.

von Aufstieg und Verfall, von absoluter Macht und ebenso umfassender Ohnmacht tagtäglich aufeinander prallten.

Die Nervosität einer von Misstrauen zerfressenen, chronisch instabilen Gesellschaft war das Erbe, das die karibischen Exilanten in South Carolina hinterließen, indem sie das Wirtschaftssystem der Kolonie von Beginn an und im großen Stile auf die Sklavenarbeit abstellten. Bis weit in die Antebellum-Zeit hinein begegneten die Pflanzer ihren Sklaven mit einem fundamentalen Unbehagen, entmenslichten sie durch ihre *Slave Codes* bis auf den Status rechtlosen Besitzes und bestraften vermeintliche oder tatsächliche Verschwörungen mit drakonischer Härte.⁴⁹

Aber noch in anderer Hinsicht ist die Frühgeschichte des *Palmetto State* von inneren und äußeren Verwerfungen gekennzeichnet. Seit der Gründung von *Charles Town* im Jahre 1670 hatte sich die Kolonie zwischen den Besitzungen der Spanier in Florida und der Franzosen in Louisiana zu behaupten und war auf Allianzen mit den mächtigen Indianerstämmen der *Piedmont Region* angewiesen.⁵⁰ Zugleich wurden die politischen Verhältnisse von einer ebenso schmalen wie eifersüchtig über ihre Privilegien wachenden Elite gelenkt, die eine Öffnung der Gesellschaft zu verhindern wusste und die pseudoaristokratische Exzentriz des späteren Staates bereits vorwegnahm.⁵¹ Verschluss sich die Kolonie politisch nach innen, so öffnete sie sich wirtschaftlich nach außen und band sich vor allem durch den Anbau von Reis, später auch von Indigo, an die Märkte der atlantischen Welt. In der urbanen Atmosphäre Charlestons bündelte sich seit dem späten 17. Jahrhundert der Unternehmergeist von Kaufleuten, Juristen und Pflanzern, die im gesamten *Empire* Geschäftskontakte und Korrespondenten unterhielten.⁵² Den überwiegenden Teil ihrer Agrarprodukte verschifften sie direkt ins Mutterland, von wo aus sie sämtliche Konsum- und Manufakturwaren importierten. South Carolina zeigte somit beispielhaft, wie sich die Sklavenarbeit profitabel in das System der atlantischen Ökonomie einfügen ließ.⁵³

49 Vgl. hierzu prägnant Taylor, *American Colonies*, 239f.; Wood, *Black Majority*. Erst 1696 wurde in South Carolina allerdings der erste umfassende *Slave Code* erlassen, was dafür spricht, dass sich die demographischen Verhältnisse zwischen Weißen und Schwarzen auf dem amerikanischen Festland erst im Verlaufe des 17. Jahrhunderts an diejenigen der Karibikinsel anpassten. Vgl. Weir, *Colonial South Carolina*, 174.

50 Vgl. Nash, *Red, White & Black*, 130–135.

51 „The radicalism of nineteenth-century South Carolina nullifiers, duelists, and fire-eaters“, so hat Alan Gallay die Kontinuität radikalen Denkens der Küstenelite über die Jahrhunderte hinweg mutig zusammengefasst, „was a product not just of slaveholding but of a singular history and political culture that evolved in the late seventeenth and early eighteenth centuries.“ Gallay, *Indian Slave Trade*, 3.

52 Vgl. hierzu ausführlich Edgar, *South Carolina*, 130–154; Beeman, *Varieties of Political Experiences*, 127–156.

53 Wie Joyce Chaplin in einer wegweisenden Studie argumentiert hat, verstanden die Pflanzer ihre atlantisch orientierte Plantagenwirtschaft als Ausdruck einer spezifischen

Obwohl in ihren Ursprüngen von westindischen Einflüssen geprägt, orientierte sich die Kolonie im 18. Jahrhundert wirtschaftlich, kulturell und politisch immer deutlicher am englischen Vorbild.⁵⁴ Die Anglophilie der reformfeindlichen Küstenelite ließ sich vor allem anhand der unteren Kammer des Kolonialparlaments beobachten, die sich bis in die kleinsten Verfahrens-details „sklavisch nah“⁵⁵ an das *House of Commons* anlehnte. So berichtete der neuenglische Besucher Josiah Quincy noch im Jahre 1773, dass Hüte, Roben und Perücken der Abgeordneten den englischen Gepflogenheiten ebenso entsprachen wie das Abstimmungsverfahren.⁵⁶ Diese anglophile Lebenskultur durchzog South Carolina während der gesamten Antebellum-Ära. Noch im April 1861, kurz nach Ausbruch des Bürgerkrieges, vermerkte der britische Journalist William Howard Russell in Charleston: „An intense affection for the British connection, a love of British habits and customs, a respect for British sentiment, law, authority, order, civilization, and literature, pre-eminently distinguish the inhabitants of this State.“⁵⁷

Das pseudo-aristokratische Standesbewusstsein der Charlestoneer Machthaber ging in einer ganz eigenen Radikalität auf, als die Blüte des Baumwollanbaus den Bedarf an Sklaven dramatisch vervielfachte und die aus den karibischen Anfängen erwachsene Rassensklaverei fest etablierte. Aus der Sicht des kritischen Neuengländers notierte Josiah Quincy voller Befremden: „Slavery may truly be said to be the peculiar curse of this land: Strange infatuation! It is generally thought and called by these people its blessing.“⁵⁸ Auf besonders explosive Weise paarten sich in South Carolina also elitäre Traditionen mit der rassischen Weltansicht von Sklavenhaltern.⁵⁹

Modernität, die auch die Zukunftsfähigkeit der Sklaverei unter Beweis stellte. Hieraus resultierte denn auch die Überzeugung, „that slavery laid a path to a modern, commercial economy“. Chaplin, *Anxious Pursuit*, 7.

54 „[P]erhaps no other colonial elite was so attached to England“, beschreibt Robert Ollwell die Anglophilie der Führungsschicht South Carolinas. Ollwell, *Masters, Slaves, and Subjects*, 5.

55 Beeman, *Varieties of Political Experience*, 145.

56 Vgl. *Journal of Josiah Quincy*, 1773, 452. Vgl. auch Beeman, *Varieties of Political Experiences*, 145 f.

57 Russell, *Pictures of Southern Life*, 30.04.1861, 3.

58 Vgl. *Journal of Josiah Quincy*, 1773, 456.

59 Vgl. hierzu besonders Berlin, *Many Thousands Gone*, 64–71, 142–176. In South Carolina waren ambivalente Haltungen zur Sklaverei weniger stark ausgeprägt als an der *Chesapeake*: „If Virginia’s elite was simultaneously founded upon and mildly uncomfortable with slavery, most members of South Carolina’s elite displayed little of that ambivalence.“ Beeman, *Varieties of Political Experiences*, 156. Vgl. auch Ollwell, *Masters, Slaves, and Subjects*, 5. Der Einfluss der englischen Karibik war deshalb „absolute indispensable to the development of the colonial South“. Breen/Hall, *Colonial America in an Atlantic World*, 139. Vgl. ferner auch Boles, *Black Southerners*, 21–24; Turley, *Slavery*, 82; Wood, *Slavery in Colonial America*, 12.

Während des ersten Jahrhunderts englischer Siedlung bildete sich an der *Chesapeake* eine auf Unabhängigkeit und Sklaverei beruhende Freiheitsideologie heraus. In South Carolina hingegen verfestigte sich durch die enge Bindung an die karibische Plantagenwelt eine starre Sklavenhaltergesellschaft, die sich für die Entwicklung des Tiefen Südens als tonangebend erweisen sollte. In der Generation Jeffersons war beides bereits derart fest verankert, dass es durch die Amerikanische Revolution nicht mehr zu überwinden war.⁶⁰ Überliefert aus dem englischen Standesdenken und geformt durch das Leben in der Neuen Welt, verdichteten sich diese Ursprünge in einem rigiden, nervösen Verlangen nach Unabhängigkeit und entrückter Distanz. Sie flossen so in jene kulturelle Kategorie ein, in der sich der ansonsten so heterogene Antebellum-Süden vereinen lässt: die Ehre.

Ehre und Politik

Die Ehre, so hat Kenneth S. Greenberg Mitte der achtziger Jahre formuliert, war die treibende Kraft im „rhythm of Southern statesmanship“.⁶¹ In der politisch-kulturellen Landschaft des Südens verband sich das Ideal der Ehre mit der Realität der Sklaverei und umriss so ein geradezu eisernes Selbstverständnis, das erst durch den Bürgerkrieg zerbrochen werden konnte.

Das Phänomen der Ehre ist äußerst komplex und leitet sich aus verschiedenen Traditionen ab.⁶² Vorstellungen von Ehre in Antike und Mittelalter wurden vor allem durch die stoische Philosophie und das Christentum geformt, um im 16. Jahrhundert zum Leitethos des europäischen Adels zu avancieren, der sie durch die Kanäle englischer Wertvorstellungen in die Neue Welt fortpflanzte.⁶³ Dort verschmolz sie mit der Gründung der Republik zu etwas Neuem, spezifisch Amerikanischem, das ihren statisch-feudalen We-

60 Zur Genese des Freiheitsdenkens und des Parteiensystems in Virginia von der Revolution bis zur Wahl Jeffersons im Jahre 1800 vgl. Beeman, *Old Dominion and the New Nation*, 223–242. Zu Kontinuität und Wandel des amerikanischen Freiheitsbegriffs vgl. grundsätzlich Fischer, *Liberty and Freedom*.

61 Vgl. Greenberg, *Master and Statesmen*, 4–22. Kenneth Greenbergs Studie stützt sich in ihren pointierten Ergebnissen allerdings vornehmlich auf den Staat South Carolina. Die ersatzlose Übertragung auf andere Teile der heterogenen Südstaaten nimmt sich problematisch aus, obwohl die Ehre zweifellos ein wesentliches Kriterium darstellte, das den Süden als Ganzes auszeichnete.

62 Vgl. zu den antiken Formen der Ehre und ihren Verbindungen zur Sklaverei ausführlich Patterson, *Slavery and Social Death*, 86–94.

63 Vgl. Jones, Jr., Art. „Honor“, in: Flora/Mackethan, *Companion to Southern Literature*, 347; Ayers, Art. „Honor“, in: Wilson, *Encyclopedia of Southern Culture*, 1483. Zu den atlantisch-europäischen Wurzeln der Ehre vgl. jetzt Bowman, *Honor. A History*, 41–67. Vgl. mit einem allerdings sehr breiten Ehrbegriff operierend auch Burkhart, *Geschichte der Ehre*, bes. 7–67.

senszug mit den Bedingungen einer offenen, den Kräften sozialen Wandels unterworfenen Gesellschaft zu vereinbaren suchte. Die Ehre besaß einen fundamentalen und einen instrumental Charakterzug; sie war gleichermaßen Werkzeug und Antriebskraft von Politikern, die dieses traditionelle Zeremoniell nutzten, um öffentliche Stimmungen zu beeinflussen und hieraus politisches Kapital zu schlagen.⁶⁴

Allerdings konnte sich die Ehre in einem Verfassungsstaat, der trotz seiner traditionsbehafteten Ursprünge äußerst moderne Züge aufwies, nicht mehr als alleiniger und unangefochtener Verhaltenskodex behaupten, stand sie doch oft in direkter Konkurrenz zum kodifizierten Recht und bewegte sich außerhalb seines Geltungsbereiches.⁶⁵ Die Regeln der Ehre wurden nämlich nicht durch Gesetzbücher, Vorschriften und Anordnungen, sondern über ungeschriebene Kodizes vorgegeben, die in der Öffentlichkeit weithin akzeptiert waren und von der „Kraft der Reputation“ durchgesetzt wurden, „einer Kraft, der wenige widerstehen“.⁶⁶

Im Antebellum-Süden konnte nur der Anspruch auf Ehre erheben, der – vermeintlich – ungebunden, unbestechlich, unverschuldet und somit frei von jeder äußeren Beeinflussung war. Nur die persönlich errungene und immer wieder neu behauptete Unabhängigkeit garantierte den Vorstoß in jene hohen Sphären gesellschaftlicher Akzeptanz, die mit dem Begriff der Ehre verbunden waren. Ironischerweise wurde die so eifersüchtig gehütete Unabhängigkeit der Pflanzer von den äußeren Bezugspunkten der Ehre unterwandert. Die Ehre galt nämlich durchweg als öffentliche Angelegenheit und besaß kaum innere Referenzpunkte, sondern bedurfte der ständigen Bewertung durch das nähere und fernere Umfeld.⁶⁷ Ein Pflanzer und Mann von Ehre trachtete nach Beifall für verschiedene Posen, die er in der Gesellschaft einzunehmen bestrebt war: die Pose des Plantagenherrn, hervorgehoben durch die Unterwerfung der Sklaven; die Pose des Patriarchen, bestätigt durch Familie und Verwandtschaft; die Pose des Staatsmannes, anerkannt durch mächtige Män-

64 Vgl. so Freeman, *Affairs of Honor*, 187.

65 Vgl. Pitt-Rivers, Art. „Honor“, in: *International Encyclopedia of the Social Sciences*, Bd. 6, 509 f.

66 Morgan, *Price of Honor*, 124.

67 Vgl. darauf Bezug nehmend Wyatt-Brown, *Hearts of Darkness*, xiif. Vgl. die Ehrkultur als „entirely other-directed“ beschreibend auch Freeman, *Affairs of Honor*, xvi. Wie Arthur Schopenhauer 1850 urteilte: „Die Ehre ist, objektiv, die Meinung anderer von unserem Wert und, subjektiv, unsere Furcht vor dieser Meinung.“ Schopenhauer, *Aphorismen zur Lebensweisheit*, 60. Dagmar Burkhart charakterisiert dieses Phänomen im Gegensatz zur „inneren Ehre“, die auf individuelle Tugendnormen im Sinne „ehrlichen“ Verhaltens abhebt, als „äußere Ehre“. Hier ist freilich anzumerken, dass eben auch die „innere Ehre“ über „äußere“ Moral- und Sittlichkeitsstandards definiert wird. Vgl. Burkhart, *Geschichte der Ehre*, 12.

ner in der Politik. Mit anderen Worten: Ein Mann von Ehre brauchte den Respekt der anderen, um sich selbst respektieren zu können.⁶⁸

Es verwundert daher kaum, dass die Südstaatler gerade die politische Arena als ein Exerzierfeld der Ehre begriffen. In Foren der Selbstdarstellung, wie dem *State House* oder dem Kuppelsaal des Kapitols in Washington, wurden „Affairs of Honor“⁶⁹ verhandelt und um Bestätigung des eigenen Selbstbildes gerungen; hier waren Gesten und Haltungen mitunter genauso bedeutsam wie die Themen, die in den gewaltigen, oft stundenlangen Redeschlachten vor dem Bürgerkrieg zur Sprache kamen. Wie eng persönliche Ehre und politische Reputation in dieser Epoche ineinander verwoben waren, zeigt die Popularität von Duellen in den Südstaaten, die während der gesamten Antebellum-Zeit fort dauerte. Noch in der Revolutionszeit hatten bewaffnete Treffen als Teil eines traditionell-archaischen Ehrenkodexes landesweite Popularität genossen. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts aber waren sie zumindest von der nördlichen Landkarte weitgehend verschwunden. Halten konnten sie sich nur noch im Süden, wo die Sprache der Ehre gleichsam mit einem härteren Dialekt gesprochen wurde.⁷⁰ Die kulturellen Besonderheiten der auf einem umfassenden Autoritätsanspruch beruhenden Sklavenhaltergesellschaft erforderten drastische Antworten auf jeden öffentlich geäußerten Zweifel an den Posen eines Ehrenmannes – sei es an der Pose des Sklavenherrs, des Patriarchen und vor allem der des Staatsmannes, die wie keine andere nur auf der Folie der Öffentlichkeit, durch Prestige und Einfluss, gewahrt werden konnte.

Die Sklaverei bildete einen besonderen Nährboden für übersteigerte Ehrvorstellungen. Zwar waren Ehrkulturen in der atlantischen Welt beileibe keine Besonderheit, und über die Ehre lässt sich auch keine südstaatliche Sonderwegsthese begründen. Gleichwohl hob sich das Phänomen der *Southern Honor* von den europäischen Gesellschaften dadurch ab, dass sie einem auf der Sklaverei begründeten Freiheits- und Unabhängigkeitsverständnis Ausdruck verlieh. Die aggressiven Ehrposen der Antebellum-Südstaatler lassen sich mit der Sorge um die innere Stabilität und der Angst vor äußerer Bedrohung der Sklaverei in Verbindung bringen.⁷¹

68 Wie Joseph Fry konstatiert: „Antebellum southern men acted from a strong need for both a sense of self-worth and recognition of that worth by others.“ Fry, *Dixie Looks Abroad*, 50.

69 Freeman, *Affairs of Honor*. Sehr konsequent betrachtet Joanne B. Freeman in ihrer Studie die Ehre als einen zentralen Bezugspunkt für politisches Handeln in der frühen Republik. Ihre Ergebnisse besitzen auch für den Antebellum-Süden Gültigkeit, was die Kontinuität seiner politisch-kulturellen Entwicklung belegt.

70 So in Abwandlung eines Bildes bei ebd., 168 f. Vgl. die Deutung des Duells als „Social Drama“ bei Greenberg, *Masters and Statesmen*, 23 ff. Zu seiner zeitgenössischen Interpretation als kulturelles Bindeglied zwischen Süden und Alter Welt vgl. Dueling, in: *Russell's Magazine* 5 (1857), 32–142, bes. 133.

71 Insofern kann hier der Interpretation William Scarboroughs nicht zugestimmt werden, der die Südstaaten-Ehre von der sozialen Basis des Sklavenhaltersystems entkoppelt

Agraralltag und Unabhängigkeitsdenken, Sklaverei und Ehre: Diese dialektisch aufeinander bezogenen Kulturkräfte formten über Generationen hinweg ein Bild des Südens von sich selbst, in das soziale Wirklichkeit und mentale Vorstellungswelten gleichermaßen einfließen: „Ideas do not flow freely above human affairs. Nor, for that matter, are they mere rationalizations for material conditions. The relationship between ideology and experience is complex, contingent, mutually reinforcing, and it is only within a specific cultural and social context that [...] intellectual abstractions [...] acquire the power, the vitality, the moral force necessary to sustain revolution.“⁷²

Vor diesem Hintergrund lässt sich beispielsweise die Amerikanische Revolution durchaus als ein Problem der Ehre deuten: Die Steuergesetze der Krone verfügten nicht nur finanzielle Einschnitte für die Kolonien, sie erschienen den Amerikanern darüber hinaus auch als unehrenhaft, weil ihre Zwangsverabschiedung ihnen ihre eigene Minderwertigkeit in britischer Sicht vor Augen führte – angesichts der kulturellen Leitfunktion des Mutterlandes eine umso schmerzlichere, demütigendere Ehrverletzung.⁷³ Wie Jefferson in den letzten Worten der *Declaration of Independence* bekräftigte, verschrieben sich die Kolonien ihrer Unabhängigkeit durch „our lives, our fortunes, and our sacred honour“.⁷⁴

Noch eine andere Beobachtung spricht für diese Interpretation: Die Pflanzer Virginias betrachteten den Austausch mit britischen Kaufleuten, die ihren Tabak gegen Provisionszahlung im Mutterland absetzten, keinesfalls nur als rein geschäftliche Angelegenheit, sondern als Problem von Reputation, Abhängigkeit und Autonomie – kurz: als Frage der Ehre.⁷⁵ Während der Blüte-

und sie als allgemeines Charakteristikum von Elitefamilien einschätzt. Vgl. Scarborough, *Masters of the Big House*, 426. Vgl. hingegen Wyatt-Brown, *Southern Honor*, bes. 369 ff.; Greenberg, *Masters and Statesmen*. Vgl. auch Ayers, Art. „Honor“, in: Wilson (Hg.), *Encyclopedia of Southern Culture*, 1483.

72 Breen, *Tobacco Culture*, 12. Vgl. hierzu auch Gruber, *Understanding the South*, 77.

73 Vgl. so bei Wyatt-Brown, *Revolutionary Rhetoric*. Vgl. zustimmend Morgan, *Price of Honor*, 126. Vgl. jetzt auch Bowman, *Honor. A History*, 74. Wie Timothy Hall Breen darlegt, sahen sich die Kolonisten um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem England konfrontiert, das raschen Modernisierungsschüben unterworfen war und seine nationale Identität auch in Abgrenzung gegenüber den Kolonien im *Empire* definierte. Diese Überlegenheitsdemonstration beschrieb nicht zuletzt eine Zurücksetzung im Sinne der Ehre und zeigte die Notwendigkeit zur Formierung einer separaten Identität auf: „English national superiority forced colonists to imagine themselves as a separate people.“ Breen, *Ideology and Nationalism*, 63. Zur Genese des britischen Nationalismus vgl. ferner Armitage, *Ideological Origins of the British Empire*, 170 f. Vgl. zum amerikanischen Bezugsrahmen Colley, *Britons*, 140–155.

74 Jefferson, *Original Rough Draft [der Unabhängigkeitserklärung, H. L.]*, in: Boyd (Hg.), *Papers of Thomas Jefferson*, Bd. 2, 423–428, hier 427.

75 Das Handelsmonopol der britischen Kaufleute für Exportwaren aus Virginia wurde durch die Londoner Regierung als merkantiles Kontrollinstrument genutzt, was das Abhängigkeitsgefühl der Kolonisten noch weiter verstärkte. Virginias Pflanzer waren da-

jahre des Tabakverkaufs konnte der zur Darstellung ihres sozialen Ranges erforderliche Repräsentationsaufwand durch den Import englischer Luxuswaren bestritten werden, beispielsweise von Einrichtungsgegenständen, Kleidung und Büchern. Auch solche Aufträge ließen die Pflanzer von ihren englischen Geschäftspartnern abwickeln: „Most Gentlemen lodge Money in their Merchant's Hands here, to whom they send their Crop of Tobacco, or the greatest Part of it“⁷⁶, stellte Hugh Jones im Jahre 1724 für Virginia fest.

Als Mittler zur atlantischen Welt handelten die Kaufleute auf einem fernen Markt in Europa, den die Pflanzer nicht verstanden und aus ihrer beschränkten Perspektive kaum erfassen konnten. Solange das Tabakgeschäft ungeachtet aller vorübergehenden Einbrüche florierte, war es noch möglich, die evidenten Abhängigkeiten zu ignorieren, in die sie sich begeben hatten. Sogar die steigende Verschuldung gegenüber den Kaufleuten, über die sie ihren gehobenen Lebensstil finanzierten, ließ sich mit einer Geschäftsbeziehung versöhnen, die sich aus ihrer Perspektive heraus zwischen gleichgestellten Ehrenleuten abspielte.⁷⁷

Nach Ende des Siebenjährigen Krieges (1763) stürzte die europäische Bankenkrise den englischen Geldmarkt in eine schwere Krise, die viele Gläubiger zur Einforderung ihrer offenen Posten bei den Pflanzern bewegte. Schlagartig offenbarte sich nun die Kluft zwischen ihrem ethisch-personalen Geschäftsideal und dem Finanzkalkül der britischen Partner. Die Schuldenabzahlung drohte die *Gentlemen* Virginias nämlich nicht nur in den Ruin zu treiben, sie kompromittierte auch ihren Rang, spottete ihrer Unabhängigkeit und gefährdete ihren Anspruch auf politische Herrschaft.⁷⁸ Ihr idealisiertes Englandbild war aus dem Zugehörigkeitsanspruch zum britischen Imperium entsprungen. Zugleich erklärte es die Welt aus lokalen Zusammenhängen und linderte die Pein einer als demütigend empfundenen Provinzialität – freilich um den Preis einer Illusion, den sie zu entrichten hatten, als sie den „Sprung

bei vor allem bei schottischen Handelshäusern verschuldet. Die Kaufleute aus Schottland wurden als Parasiten gesehen, die „spread the web of debt and credit over the whole society“. Peterson, *Jefferson and the New Nation*, 40.

76 Jones, *Present State of Virginia*, 56. Zu den Londoner Kaufleuten und ihrer Vernetzung in der atlantischen Welt vgl. Hancock, *Citizens of the World*.

77 Wie Timothy Hall Breen urteilt: „The tidewater planters simply recreated the British merchants in their own image, and in the process, they transformed them into men who understood the meaning of honour and independence, who appreciated that trade was a kind of friendship, and who would do a favour even if that meant sacrificing profit.“ Breen, *Tobacco Culture*, 108. In Reaktion auf die Schuldeneinforderungen reagierten die Pflanzer mit überzogener Selbstkritik einerseits (was ihre kostspielige Extravaganz betraf) und mit ebenso harschen Verschwörungsklagen gegen die britischen Kaufleute andererseits. Vgl. hierzu Ragsdale, *Planters' Republic*, 25 f.

78 Vgl. Breen, *Tobacco Culture*, 173.

ins Dunkle“⁷⁹ wagten und sich unter „eisernen Tränen“⁸⁰ ihre Unabhängigkeit vom Mutterland erkämpften.

Der Faktor Ehre am Beispiel der Amerikanischen Revolution belegt, dass Ideen zwar aus der sozialen Realität heraus geboren werden, aber auch Eigenmacht entwickeln und die Wirklichkeit strukturieren können. So besaßen die Träger der Revolution in Virginia das gesamte Rüstzeug des aufgeklärten Denkens ihrer Epoche, dachten und handelten aber zunächst aus unmittelbaren biographischen Bezügen heraus. Zwei Strömungen, eine kulturelle Tradition und eine politische Theorie, fanden hier zueinander: das Unabhängigkeitspostulat der Tabakkultur und die republikanische Freiheitsidee.

Das republikanische Denken zwischen Ehre und Sklaverei

Der Republikanismus, so vielschichtig und diffus er auch gewesen sein mag, hinterließ im politischen Denken der amerikanischen Gründungselite tiefe Spuren.⁸¹ Nach der Revolution fand er seine genuin südstaatliche Ausprägung in Thomas Jeffersons *Democratic Republicans*, die den Staat auf den konfliktreichen Idealen von kollektiver Gleichheit und individueller Freiheit zu bauen trachteten.⁸²

Der republikanische Freiheitsbegriff ergänzte sich mit der erlebten – besser: imaginierten – Alltagsfreiheit der Pflanzer und dokumentierte sich nach innen in gewissen Kardinaltugenden, etwa der Unabhängigkeit von politischen Partikularinteressen und einem demütig-passiven Amtsverständnis, das ganz auf den Dienst am Gemeinwohl ausgerichtet war. Nach außen hingegen spiegelte sich das republikanische Freiheitsdenken Virginias in einem durchweg loyalen, jedoch streng auf Autonomie und Gleichberechtigung bedachten Verhältnis zum Mutterland. „The colonists [...] are not free by purchase but by birth“⁸³, so predigte Reverend David Griffith am 31. Dezember 1775 in Williamsburg.

79 Ferling, *A Leap in the Dark. The Struggle to Create the American Republic*.

80 Weintraub, *Iron Tears. America's Battle for Freedom. Britain's Quagmire*.

81 Zur klassischen geistesgeschichtlichen Interpretation vgl. Bailyn, *Ideological Origins*; Wood, *Creation of the American Republic*; ders., *Radicalism of the American Revolution*; Pocock, *Machiavellian Moment*; Banning, *Jeffersonian Persuasion*; McCoy, *Elusive Republic*. Die liberale Gegendeutung vertritt Appleby, *Liberalism and Republicanism*. Für eine Synthese vgl. Rodgers, *Republicanism*. Vgl. im Hinblick auf die ideellen Grundlagen der frühen amerikanischen Außenpolitik Smith, *Keeping the Republic*.

82 Vgl. hierzu prägnant Appleby, *Jefferson and the Psychology of Democracy*, 168 f. Mit einem genuinen Konzept des südstaatlichen Republikanismus arbeiten verschiedene Autoren. Vgl. etwa Greenberg, *Masters and Statesmen*; Ford, *Origins of Southern Radicalism*; Thornton III, *Politics and Power*. Vgl. hierzu auch Rodgers, *Republicanism*, 31, Anm. 41.

83 Brydon, *Passive Obedience Reconsidered. A Sermon Preached at Williamsburg, De-*